

Luther

Mitteilungen der

Luthergesellschaft



EINUNDZWANZIGSTER JAHRGANG
1939

HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR

1911

Mitteltageblatt
der
Evangelischen Kirche



EINUNDZWANZIGSTER JAHRGANG *Qd 843.*

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3. — P.-L. 2, D.-N. 2640 Stück.
Druck: Herm. Böhlau Nachf., Weimar

HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR

Inhalt des Jahrgangs 1939

Aufsätze:

| | |
|---|-----|
| Als die Sterbenden und siehe wir leben. Ein Jahrgang Freundesbriefe Luthers. Von Hauptpastor D. Theodor Anolle, Hamburg | 2 |
| Deutsches Land und deutsche Menschen in Luthers Erklärung des Hohenz- liedes. Von Hauptpastor D. Theodor Anolle, Hamburg | 106 |
| Eine erneuerte Lutherstätte. Von Pfarrer Theodor Mundle, Erfurt | 24 |
| Eine Weihnachtsweise jubiliert. Von Hauptpastor D. Theodor Anolle, Hamburg | 45 |
| Kennt Luther einen „deutschen Glauben“? Von Kirchenrat D. Hermann Steinlein, Ansbach | 17 |
| Luthers Deutung des Alten Testaments aus seiner Sicht der Geschichte. Von Dozent Dr. Arnold Schleiff, Königsberg (Pr.) | 75 |
| Luthers Lieder nach Verwendungsstilen. I. Von Professor D. Dr. Hans Joachim Moser, Potsdam | 99 |
| Luther und England 1540. Von Hauptpastor D. Theodor Anolle, Hamburg | 91 |
| Tod und Auferstehung in Luthers Predigt. Von Kirchenrat lic. Fritz Doffe, Wolfenbüttel | 60 |
| Zwei neue Lutherworte zur Musik. Von Professor D. Dr. Hans Joachim Moser, Potsdam | 49 |
| Zwei neuentdeckte Fragmente von Luther. Von Oberstudiendirektor a. D. Dr. Paul Gantzer, Schweidnitz | 55 |

D. Martin Luther:

| | |
|--|-----|
| Der Anfang des lutherischen Lärmens | 121 |
| Die Kriegsforgie | 124 |
| Trostpsalmen | 93 |
| Über den Artikel im Deutschen. Auch ein Beitrag zur Bibelübersetzung | 114 |
| Vom Vaterunser | 90 |
| Wohl allen, die auf ihn trauen | 1 |

Aus der Luther-Gesellschaft:

| | |
|--|----|
| Voranzeige der 17. Jahrestagung | 42 |
| Vor zwanzig Jahren. Von Hauptpastor D. Theodor Anolle, Hamburg | 43 |

Bücherschau:

| | |
|--|-----|
| Ahnlund, Nils: Gustav Adolf | 126 |
| Cellarius, Hellmut: Die Reichsstadt Frankfurt und die Gravamina der deutschen Nation | 124 |
| Deter, Ernst: Deutscher Gottesdienst | 38 |
| Gilbert, Hermann: D. Martin Luther | 87 |
| Heiler, Friedrich: Urkirche und Ostkirche | 33 |
| Jensen, Hans und Schwarz, Walter: Schlesische Kirchengeschichte und Schulordnungen von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert | 35 |
| Kempff, Georg: Der Kirchengesang im Lutherischen Gottesdienst und seine Erneuerung | 37 |
| Köllli, Josef Georg: Martin Luthers Entscheidung | 85 |
| Lerche, Otto: Nicolaus von Amsdorff | 32 |
| Luther, Martin: Werke. Weim.-Ausg. Briefwechsel. Bd. 5—8 | 30 |
| Luther, Martin: Werke. Weim.-Ausg. Deutsche Bibel. 9. Bd. 1. Hälfte | 82 |
| Luther, Martin: Von der Auferstehung der Toten | 83 |
| Luther-Jahrbuch 1939 | 128 |
| Ninck, Johannes: Arzt und Reformator Joachim Vadian | 128 |
| Kedlich, Otto R.: Staat und Kirche am Niederrhein zur Reformationszeit | 126 |
| Schöffler, Herbert: Die Reformation | 31 |
| Schottenloher, Karl: Bibliographie zur Deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung 1517—1585. V. Band | 83 |
| Schottenloher Karl: Zeittafel zur Deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts | 84 |
| Stählin, Friedrich: Humanismus und Reformation im bürgerlichen Raum | 126 |
| Weber, Hans Emil: Reformation, Orthodoxie, Rationalismus. 1. Teil. 1. Halbband | 88 |
| Weber, Otto: Gottesdienst und evangelische Verkündigung | 35 |
| Wolff, Otto: Die Haupttypen der neueren Lutherdeutung | 90 |

Abbildungen:

Die erneuerte Augustinerkirche zu Erfurt:

| | |
|---------------------------------|-----------|
| Blick zur Orgelempore | bei S. 24 |
| Blick zum Altar | bei S. 25 |

Wohl allen, die auf ihn trauen ¹⁾

Das wird gewißlich bleiben wahr,
wiewohl es hat so manche Fahr.²⁾
Noch³⁾ solls nicht fehlen um ein Haar,
das sollen sie wohl werden g'wahr.
Und soll nicht wehren der Höllein Schar,
verzeucht sichs dies und etlich Jahr.
Gar bald die Zeit wird kommen dar,
die es wird machen offenbar
und alle Ding so zeigen klar,
daß man davon frei reden thar.⁴⁾
Dann wird man ja bekennen zwar⁵⁾,
daß Gott erhält sein Wort und Lehr,
dem Feind zuletzt die Rach nicht spar.

D. Martin Luther.⁶⁾

¹⁾ Psalm 2, 12.

²⁾ Gefahr

³⁾ Dennoch

⁴⁾ altes Zeitwort: wagen

⁵⁾ fürwahr

⁶⁾ W.A. XLVIII, 27. Auch W.A. T.X. VI Nr. 6519. Auch W.A. XXXV, 579. „Die dreizehnmalige Wiederholung des hellen, siegesfrohen A-Lautes bereitet einen ästhetischen Genuß, den Luther gewollt und empfunden hat.“ Joh. Hausleiter in Allg. Ev. Luth. K. Jtg. 1920 Sp. 149.

Als die Sterbenden und siehe wir leben

Ein Jahrgang Freundesbriefe Luthers

Von Theodor Knolle, Hamburg

Luthers Briefe an seine Freunde geben besonders tiefen Eindruck in sein Leben und Glauben. Der Mensch Luther öffnet in ihnen in unmittelbarer Aussprache der täglichen Sorgen und Freuden sein Herz. Kleines und Großes, Persönliches und Sachliches stehen hier in der Einheit des stark Erlebenden unmittelbar nebeneinander. Um alles aber schließt sich die Klammer eines in Kampf und Anfechtung sich bewährenden Rechtfertigungsglaubens. Nicht nur die Reinheit der Lehre, auch die Echtheit der Haltung des Reformators erprobt sich in der praktischen Anwendung des Lebenseinsatzes, der das Geschehen in den großen Rahmen der Heilsgeschichte Gottes, der Entscheidungen in die endgeschichtliche Schau, den einzelnen Tag in die Nähe des jüngsten Tages rückt.

Ein gefährlich und hämisch Jahr

Besonders aufschlußreich erscheinen mir seine Briefe an Freunde aus dem Jahr 1533. Es ist ein sonderlich kritisches Jahr. Außenpolitisch war das Reich aufs stärkste bedroht durch den erfolgreichen Angriff der Türken. Ihre Seemacht zu Wasser und zu Lande eroberte die venezianischen Besitzungen im Archipelagus. An den ungarisch-slawonischen Grenzen hielt Ragzianer mit seinen Truppen den Ansturm nicht auf, wurde vielmehr bei Esseg völlig aufgerieben, wie man sich in Wittenberg erzählte, durch Verrat. Luther beklagte es tief, daß gegenüber dem Feind der abendländischen Christenheit und Kultur Fürsten und Regenten versagten. Es ist gewiß nicht zufällig, daß Luther in dieser Zeit auf die Kraft der deutschen Nation, den guten Kern des deutschen Wesens zu sprechen kommt. Germanen sind ihm die Hermannsleute, die den Sieg gewannen, weil sie an Standhaftigkeit, Treue und Willenseinheit alle anderen Völker übertrafen. Aber diese Erbkräfte deutschen Volkstums drohten unter falscher Führung zu verfallen. Ein Reich, das nicht mit dem ganzen Aufgebot all seiner Macht Ernst mache, werde verspielen und dann werde es heißen: Es ist aus mit Deutschland.¹⁾ Dem

¹⁾ TX. III, 3755.

König Ferdinand traut er nicht. Er nennt ihn immer wieder das Verhängnis und die Pest Deutschlands.²⁾ Er fürchtet, daß die angeblichen Rüstungen gegen den Türken in Wirklichkeit zur Niederwerfung der Lutheraner dienen sollen. Es empört ihn, daß des Reiches Sicherheit um der Kirchenpolitik willen aufs Spiel gesetzt wird. Die Kriegsfürsorge liegt ihm schwer auf: „Laßt uns Gott bitten, daß uns Gott vor Krieg behüte.“ Nicht daß er den Krieg als Mittel im Völkerleben verwirft. Er weiß, daß der Krieg ein legitimes Handeln der Obrigkeit ist und zwar nicht nur zur Verteidigung, sondern auch zur Vergeltung.³⁾ Aber die Bindung der Führung des Reiches an die Zwecke des Papsttums läßt ihn die Gebrochenheit des machtpolitischen Einsatzes für den Bestand des Reiches befürchten. Papst und Türke stehen ihm letzten Endes in der Einheitsfront des Antichristen. „Der Papst greift mit Feuer an, der Türke haut mit Säbeln.“⁴⁾ Und wenn der Papst auch ein Schutzbündnis mit dem Kaiser gegen den Türken abschließt und darum ihm in den kirchlichen Dingen zu Gefallen sein muß, dann hält er nur hinterm Berge und deckt den Fuchs. In dieser Anschauung wird Luther bestärkt durch die kirchenpolitische Versteifung. Schlossen sich doch im Juni 1538 katholische Fürsten zu Nürnberg auf Betreiben des kaiserlichen Vizekanzlers Dr. Held zu einer gegen den Schmalkaldischen Bund gerichteten Liga zusammen. Hatten die Schmalkaldener ihre Glaubensfreiheit gegen die Prozesse des Reichskammergerichts schützen wollen, so entstand nun die Frontbildung zweier Heerlager, die einen innerdeutschen Krieg heraufbeschwor. Luther prophezeit, daß die lutherischen Fürsten diesen Bürgerkrieg nicht beginnen würden. Am Kaiser werde es liegen, ob er, die Rechte und Pflichten der Fürsten verlegend, zum Tyrannen wird und ihren Widerstand herausfordert.⁵⁾ Wahrlich ein Jahr, an dessen Himmel dunkles Gewölk sich über deutschen Landen und der evangelischen Sache zusammenballte. Zwar gibt Luther nicht viel auf das Erscheinen eines Kometen am 18. Januar 1538. Für Melanchthon ist er Vorbedeutung drohenden Krieges, Luther aber will nicht in den Sternen lesen, sondern in Gottes Wort. Das sagt ihm, daß die Reizung des Zornes Gottes Deutschland nicht ungestraft hingehen kann, und ihn jammert der Nachkommen, über die das Verderben ergehen wird.⁶⁾

So ist 1538 ein „wild und gefährlich Jahr“.⁶⁾ Und dieses schwere Jahr wird zu einem „recht hämischen Jahr“, weil es Luther „viele, sehr schwere Krankheiten

²⁾ a. a. O. und TX. III, 3764.

³⁾ TX. III, 3766.

⁴⁾ TX. III, 3796.

⁵⁾ TX. III, 3810.

⁶⁾ TX. III 3711.

mit sich brachte“.⁷⁾ Sein Steinleiden macht ihm dauernd zu schaffen. Er fühlt sich dadurch sehr erschöpft. Er muß ständig Diät halten, schon um 9 Uhr zu Bett gehen. „Komm ich aus der Ruh, so werd ich's nicht lang treiben, wie es denn auch Zeit mit mir wäre.“⁸⁾ Aber wie konnte er Ruhe halten in der Unruhe, die die Welt und Kirche durchzitterte. Die Vorschriften der besorgten Ärzte übertritt er immer wieder. Im Juli häuften sich gar keine Krankheiten. Er bekam eine schwere Ruhr und dazu schmerzliche gichtische Anfälle in Armen und Beinen. In dieser Häufung sieht er eine besonders hämische Quälerei Satans: „Er ist mir sonderlich gram.“⁹⁾ Gegen diesen Angreifer helfen nicht allein Medicinen, sondern die höhere Arznei des Glaubens und Gebetes.¹⁰⁾ Man muß sich ganz in Gottes Hände geben. Ob er in Krankheit den Menschen ansieht, der sich vor Schmerzen auf dem Boden wälzt, der nur noch an einem Stocke durchs Zimmer humpeln kann: „Er machts mit mir nach seinem Willen.“¹¹⁾ „Ihm hab ich mich ergeben, Er wird's wohl machen.“¹²⁾ Zwar betet er oft: „Ach, lieber Herr Gott, hab ich nicht genug gelebt? Was verziehst Du noch? Der Tod ist mir besser, denn das Leben (Jona 4, 9).“¹³⁾ Aber er lernt auch die Wahrheit des Psalmwortes: „Meine Zeit stehet in deinen Händen.“ Gott kann Gutes zum Bösen und Böses zum Guten wenden.¹⁴⁾ Als er im August zum ersten Male wieder in die Specke, den einstigen Wald vor dem Elstertor, hinausfahren kann, da singt er Loblieder zur Ehre Gottes. Die „tun dem Teufel sehr weh“.¹⁵⁾

In all dem tritt charakteristisch das Bild des alternden Luther in die Erscheinung. Er nennt sich selbst einen erschöpften Greis. Man hat ihm oft vorgeworfen, daß er von der kämpferischen und tatreichen Haltung des jungen Luther absinke. Ranke meint: „Er trat in das Lebensalter, wo die Kräfte abnehmen und die Bestrebungen einer unmittelbar eingreifenden Wirksamkeit minder lebhaft werden.“ Aber gerade der alternde Luther bewahrt unter zunehmenden Beschwerden, Schmerzen und Sorgen die tiefe Kraft seines Glaubenskampfes. Er hat nie von menschlichem Eingreifen in den Gang der Dinge etwas gehalten. „Ein anderer ist's, der das Rädlein treibt.“ Es geht ja um Fronten, die nicht von Menschen gebildet werden, um den Kampf zwischen Gottes und Satans Reich. Nirgend stärker spürt und sagt das Luther, als gerade in gefährlichen und beschwerlichen

7) TX. IV, 3937.

8) TX. III, 3733.

9) TX. IV, 3923.

10) TX. IV, 4784.

11) TX. IV, 3923.

12) TX. IV, 3916.

13) TX. IV, 3928 f.

14) TX. IV, 4784.

15) TX. IV, 3945.

Tagen. Nirgend stärker aber kommt dann auch zum Ausdruck, daß die Menschen in ihrem Leben in die Entscheidung für oder wider Christus gestellt sind und daher im Glauben die rechte Stellung beziehen müssen. Die Briefe, die er in solcher Zeit an Freunde schreibt, sind des Zeugnis.

Christus siegt

Die Mehrzahl dieser Briefe sind an Justus Jonas gerichtet. Er war im Juni 1521 von Erfurt nach Wittenberg als Propst des Allerheiligenstiftes und Professor des kanonischen Rechtes gekommen, trat zur theologischen Fakultät über und wurde bald einer der treuesten Mitarbeiter des Reformators. Er hat sich besonders als Übersetzer von Luthers und Melanchthons lateinischen Schriften hervorgetan. 1533 stand er an der Spitze der Visitatoren des Kurkreises. Anfang 1538 ist er auf Empfehlung Luthers vom Kurfürsten auf einige Zeit nach Zerbst „geliehen“, da dort Dr. Konrad Feigenbutz das Pfarramt zu Nicolai niedergelegt hatte. Es stand ein Fürstentag in Zerbst in Aussicht (Verhandlungen vom 3.—24. Februar zur Beilegung des Streits zwischen Albrecht von Mainz und Kurfürst Johann Friedrich um die Magdeburgische Burggrafschaft). Da würden sie dort an Jonas, wie Luther meint, „einen stattlichen Prediger“ haben.

Am 6. Februar¹⁶⁾ entschuldigt sich Luther bei Jonas, daß er im Schreiben lässig sei. Doch schwere Gedanken machten ihn müde, so daß er „fast nichts mag oder kann schreiben oder tun“. Aber über dieser menschlichen Ohnmacht leuchtet strahlend die Sonne der Christusbarmherzigkeit auf, wenn er hinzufügt: „Christus siegt als Triumphator, der da hat ausgezogen die Gewaltigen der Luft (Kol. 2, 15 und Eph. 2, 2). Ihm sei Ehre in Ewigkeit!“

Jonas hat ihm dann Bier zur Stärkung geschickt. Luthers Dank dafür vom 12. Februar¹⁷⁾ beweist, daß ihm der Engel Satans, der ihm zusetzt, weder den Humor noch den Glauben hat nehmen können. Er stellt fest, daß das ihm geschenkte Bier zwar verdorben war. Aber was tue das? Möge immerhin Bier und alter Mensch verderben, wenn nur der innerliche Mensch, der da trinkt das lebendige Wasser (Joh. 4, 10) und den Brunnen des Wassers, der ins ewige Leben quillet (Joh. 4, 14), unverdorben bleibe und von Tag zu Tage sich erneuere (2. Kor. 4, 16). Der Glaubenskampf und -sieg, der hier aus Luthers Alltag her-

¹⁶⁾ WA. Briefe (B.) VIII, 196.

¹⁷⁾ B. VIII, 197.

vorleuchtet, ist um so größer, als der Reformator den Angriff Satans sehr ernst nimmt und sich dadurch zur Wachsamkeit und Nüchternheit des Lebens gegenüber falscher Sicherheit gerufen weiß. Hat doch, wie er im selben Brief schreibt, Satan einen sonst ruhigen und arbeitsamen Tagelöhner seiner Frau im Trunk zum Totschläger gemacht. „Gott erbarme sich seiner und bewahre uns alle wider die Anfechtungen Satans durch unsern Herrn Jesum Christum! Amen.“ Wenn nun das Gerücht durchs Land gehe, daß es ein Samulus Luthers gewesen sei, dann mögen Satan und die Seinen über solchen Schimpf im Hause des Reformators lachen und spotten. „Solch herodianisches Lachen und Spotten kennt Christus nur allzugut und wollte, daß auch wir es kennen. Am Ende werden sie weinen, nachdem unsere Traurigkeit in Freude verkehret ist (Joh. 16, 20).“ Gute Nachrichten, die er aus Italien über Melanchthon erhalten hat, vielleicht von Fortschritten des Evangeliums dort¹⁸⁾, ebenso wie betrübliche Kunde, daß der Kardinal Albrecht, der Hallische Epikuräer, sich dem „Zerbster Spruch“ im Streit zwischen ihm und dem sächsischen Kurfürsten entzogen habe, richten seinen Blick auf das Gericht, das Gott über jenen als „das Gefäß des Zorns und der Sünde“ ergehen lassen wird, wie auf die Hoffnung, daß der jüngste Tag schnell kommen werde. Wenn dann die Ruinen der Welt zusammenstürzen, werde den Gläubigen die Erlösung nahen.

Alles, was Luther erlebt, stellt er in den tiefen Ernst der Entscheidung zwischen Satan und Christus. Eine ungeheure Spannung des Glaubens- und Gebetslebens durchzittert den Brief. Dreimal erklingt in ihm das Amen: Ja, ja, es soll also geschehen!

In Erwartung des ewigen Richters

Ein Brief vom 23. Februar¹⁹⁾ ist an Nicolaus Hausmann gerichtet. Er war einer der liebsten Freunde Luthers. Aus Freiburg stammend, hatte er als erster evangelischer Pfarrer in Zwickau die Reformation in ständigem Austausch mit Luther durchgeführt. 1532 war er auf Luthers Empfehlung Hosprediger in Dessau geworden. Luther beginnt seinen Brief an ihn auch mit einem Dank, diesmal für einen Hecht, den ihm die anhaltinischen Fürsten geschenkt haben. Aber

¹⁸⁾ Am 1. Juli kommen weitere Nachrichten über die Predigt des Evangeliums in Italien. TX. IV, 3907.

¹⁹⁾ B. VIII, 199.

der Dank für diese Gabe ist nur Anlaß zum Ausdruck der Freude über die Ausöhnung des Fürsten Johann mit seiner Gattin. Er sieht sie als eine Gebets-
 erhörung an. Das ist ihm eine Stärkung in der Anfechtung Satans. Das Bei-
 spiel lehrt, daß man beten muß ohne Unterlaß (2. Thess. 5, 17). Christus wird
 gewiß kommen und nicht verziehen und rettet uns. Des Kommens Christi tröstet
 er sich auch gegenüber der römischen Lästerung. Ihr neuestes Erzeugnis²⁰⁾, die
 Denkschrift der päpstlichen Reformkommission²¹⁾, will er lateinisch und deutsch
 an den Pranger stellen, aber dem Richter Christus muß man die echte Kache
 überlassen. Luther bezieht sich dem fürbittenden Gebet seines Freundes, dessen
 Bitten, wie er vertraut, bei Gott viel vermögen. Gebets-erhör-ung und für-
 bittende Gebets-gemeinschaft in Erwartung des ewigen Richters — das ist die
 Luft, in der Luthers Leben nach diesem Brief atmet. Dem nächsten Brief an Haus-
 mann Ende März legt Luther seine Schrift wider die Sabbather²²⁾ und den von
 ihm in Übersetzung herausgegebenen „Katschlag eines Ausschusses etlicher Kar-
 dinäle“²³⁾ bei. Der jüdische Angriff und der römische Angriff auf das Evangelium
 stehen beide im Zeichen des Antichristen. Der dritte in der Feindesfront ist der
 Türke. Die Flotte der Verteidiger hält er im Schach. Kaiser und italienische
 Fürsten müssen helfen. Aber zwischen dem Kaiser und dem König von Frank-
 reich ist der nötige Friede noch nicht zustande gekommen. Diese bedrängte Lage der
 Christenheit entpreßt dem immer noch kranken Manne den ernststen Seufzer:
 „Gott vergebe uns unsere Sünden und erbarme sich unser. Er führe den Tag
 unserer Erlösung herbei. Amen.“ Gerade solche persönlichen Bemerkungen zeigen,
 wie Luther im eigenen Glauben wie in der Beurteilung der Zeit mit der Sünden-
 vergebung und dem Jüngsten Tag unerbittlich Ernst macht.

Im Alter ohne Muße

Am 8. April²⁴⁾ schreibt der Reformator wieder an Justus Jonas. Dieser war
 als Luthers Stellvertreter²⁵⁾ zum Konvent nach Braunschweig gegangen, wo die
 Aufnahme des Dänenkönigs in den Schmalkaldener Bund verhandelt wurde.
 König Christian III. hatte den Wunsch nach persönlicher Anwesenheit Luthers

²⁰⁾ Vgl. unten Anm. 23.

²¹⁾ B. VIII, 206.

²²⁾ WA. L, 309 ff. vgl. im vorigen Jahrgang S. 117 ff. vom Verf.: Luthers Stellung zu den Juden.

²³⁾ WA. L, 234 ff.

²⁴⁾ B. VIII, 209.

²⁵⁾ B. VIII, 206.

geäußert. Luther konnte dem nicht willfahren, einmal um seiner Gesundheit willen, dann aber auch, weil Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel, der fanatische norddeutsche Führer der antiprotestantischen Partei, dem Kurfürsten das freie Geleit durch sein Land verweigerte, und dieser darauf Luther gebot, daheim zu bleiben.

Die Schilderung des Jonas von den Vorgängen in Braunschweig vergleicht Luther launig der Kunst des Homer, die den nüchternen Kampf der Griechen und Trojaner erst zum Feuer entfacht habe. Die Beredsamkeit des Freundes führt er auf Erbanlage zurück.²⁶⁾ In Wittenberg seien Melanchthon und er durch Geschäfte bis zum Überdruß geplagt. Viel lieber möchte Luther als ein alter Mann und Emeritus diese Vorfrühlingstage in den Gärten mit der Ergötzung des Alters genießen und Gottes Wunder an den Knospen der Bäume, Blumen, Kräuter und der Brut der Vögel usw. betrachten. Aber auch diese Sehnsucht blüht auf dunklem Grunde in seinem Herzen. Selbst, wenn er die Zeit dazu hätte, weiß er doch, daß er um der früheren Sünden willen (d. h. wegen seiner Papisterei und Möncherei ohne Vertrauen auf die Gnade Gottes allein in Christo) solche Muße nicht verdient hat, sondern lästige, oft unnütze Geschäfte treiben muß. Beschauliches Dasein ist seiner Lebensführung und seinem Lebensauftrag versagt. Er muß den Wirrwarr einer irreführten und irregegangenen Zeit aufräumen. Bei solcher Arbeit läuft viel beschwerliches und unfruchtbares Tun unter.

Kein freier Tag

Doktor Jonas war am Ostersonnabend von Braunschweig mit dem Kurfürsten zurückgekehrt. Luther äußert über Tisch, daß die eilige Heimkehr ihm ein böses Anzeichen schein, die Bündnis-Verhandlungen in Braunschweig möchten nicht günstig ausgegangen sein. Aber er getröstet sich: „Tun, lieber Gott, mach Du es und regiere! Wir haben ja auch Fürsten, Städte, Leute und Proviant, aber darauf wollen wir nicht pochen, sondern auf dich trauen. Dein ist die Sache.“²⁷⁾ In der Osterwoche redet Doktor Martinus viel von menschlicher Schwachheit.

²⁶⁾ Auch Melanchthon schildert die Familie des Jonas als rednerisch begabt. Im Epicedion für den Vater, den Ratsmeister von Nordhausen, heißt es: *Composuit placidis discordia pectora verbis.* (Herzen, durch Zwietracht entzweit, vereint er durch sänftigende Worte.) B. VIII, S. 210 Anm. 2.

²⁷⁾ TX. III, 3844.

Allen Anfechtungen und Gefahren nach innen und außen sei sie ausgesetzt, ja auch dem Teufel und den Geistern der Luft. Wäre Gott nicht für uns, wer könnte auch nur eine Stunde bleiben? Nur in der Kraft des heiligen Geistes, der unsere Sache als Anwalt führt, können wir den Sieg des Glaubens gewinnen, nicht aus eigener Macht noch Kraft. „Es ist fürwahr ein Großes, daß ein armer, elender, schwacher Mensch, Fleisch und Blut, soll solch große gewaltige Geister und des Teufels Macht überwinden.“²⁸⁾ Die rechte Kirche, so heißt es weiter in diesen österlichen Gesprächen, bestehet in Gottes Erwählung und Berufung; sie ist in der Schwachheit stark.²⁹⁾ Justus Jonas befragt er verschiedentlich nach seiner Auslegung schwieriger Schriftstellen.³⁰⁾ Schon am 1. Mai aber reiste der Freund wieder für mehrere Wochen nach Zerbst, um auf Verlangen der anhaltinischen Fürsten der Stadt eine Kirchenordnung zu geben. Luther schreibt ihm am 12. Mai.³¹⁾ Der Brief zeigt, daß Luthers schlechtes Befinden ihn nicht an der Erfüllung schwerer Arbeitspflichten hindern kann. Er soll die Fürsten von Anhalt in Coswig und Wörlitz besuchen. Da ist guter Rat teuer. Denn Luther hat im Doppelamt des Universitätsprofessors und Predigers keine Zeit. Bugenhagen, Wittenbergs Pfarrer, war nach Dänemark auf Wunsch Christians III. „ausgeliehen“, um die Reformation dort durchzuführen. Luther hatte ihn zu vertreten. Dazu fehlte an der Universität Justus Jonas, zumal Agricola seit Anfang des Jahres von den theologischen Vorlesungen suspendiert war. Drum hatte Luther neben allen anderen Aufgaben, die die eines Erzbischofs der evangelischen Christenheit waren, regelmäßig am Sonntag und Mittwoch zu predigen, am Montag und Dienstag Vorlesungen zu halten.³²⁾ So will er denn am Mittwoch nach der Predigt den Wagen besteigen, um noch am Abend in Wörlitz oder Coswig anzukommen. Am Freitag muß er zurückkehren, da der Sonnabend der Predigtvorbereitung auf den Sonntag gehört.

Im übrigen entnehmen wir dem Briefe, daß eine Sieberseuche Wittenberg

²⁸⁾ TX. III 3852.

²⁹⁾ TX. III, 3854.

³⁰⁾ TX. III, 3858 und 3863.

³¹⁾ B. VIII, 217.

³²⁾ Er las über das 1. Buch Mose (Peter Meinhold, Die Genesisvorlesung Luthers und ihre Herausgeber. 1936, S. 10). Weil Luther nicht genügend Zeit auf diese Vorlesung verwenden konnte, war er auch gegen die Veröffentlichung. Sie würde seine ganze Kraft verlangen. Er sei aber mit zu vielem beschäftigt: „Viel tun und wohl tun schickt sich nicht zusammen . . . Es ist ein Elend in diesem Leben. Die in Muße und Reichtum leben, wollen nichts tun. Die andern werden durch Armut und vielerlei Geschäfte gehindert.“ TX. III, 3883.

heimsucht. Zwei Mägde in Luthers Hause hatten schweres Fieber. Die beiden jüngeren Kinder Luthers, der siebenjährige Martin und das sechsjährige Paulchen können sich seiner kaum erwehren. Über den Gesundheitszustand im Hause von Jonas gibt er beruhigende Auskunft, wenn er ihm auch nicht verschweigen kann, daß sein Töchterchen Sophie auch eine Zeitlang von Fieber befallen war. Mit „ehrerbietigen“ Grüßen seines „Herrn“ Käthe schließt er diese „persönlichen“ Nachrichten ab. Diese arbeits-, sorgens- und humorvolle kleine Welt des Alltags, von der er hier dem Freunde Kunde gibt, steht auf dem festen Fundamente des gemeinsamen Glaubens und Gebetes: „Leb wohl in Christo, mein lieber Jonas, und bete für mich!“ Gemeinschaft mit dem Heiland und Gemeinschaft der Heiligen in der konkreten Wirklichkeit des Tages kommt so zum Ausdruck.

Acht Tage später³³⁾ muß er freilich dem Freunde berichten, daß das Fieber von dessen Tochter Elisabeth noch nicht gewichen sei. Er selbst will sich zum verabredeten Tage und Orte einfinden, wenn er weiter vom Steinleiden und der Faust Satans frei bleibt — „durch die Kraft Christi“. Die Türkennot und das Versagen des von Rom abhängigen Königs Ferdinand sieht er unter dem Vorzeichen des reformatorischen Anliegens: „Wer mag sich derer erbarmen, die Gottes spotten und bewußt Lügen anbeten.“³⁴⁾ Aber Christus sei eingedenk seiner Armen und zeige einmal seine Kraft gegenüber dem hochmütigen und grausamen Feind Mahomet. In einem Briefe vom 24. Mai³⁵⁾ verdichtet sich Sorge und Gebet. Vielleicht seien alle Nachrichten über die Türken falsch und in Wirklichkeit richtete sich die Rüstung, die unter dem Vorwand der Türkenabwehr erfolgte, gegen die Lutheraner.³⁶⁾ Der Gefahr des Untergangs stellt er das sehnstichtige Gebet nach Christi baldigem Kommen entgegen.

³³⁾ B. VIII, 225.

³⁴⁾ Schon am 21. Februar sagte Luther über Tisch: „Ich kann mich der Gedanken nicht entschlagen, daß Ferdinand das Verhängnis und die Pest Deutschlands ist.“ TX. III, 3764. Am 21. Mai nennt der Kriegsmann Antonius Hanold bei Tisch Ferdinand die Pest Deutschlands. Luther antwortet in tiefem Schmerz: Deutschland ist Gott eine Torheit schuldig. Alle Nationen hören von der Rüstung des Türken, aber niemand denkt daran, ihm Widerstand zu leisten. Die Gegner halten Rat, wie sie die Lutheraner vernichten können, ehe sie dem Türken entgegen-treten. (TX. III, 3876.)

³⁵⁾ B. VIII, 227.

³⁶⁾ Die gleiche Vermutung spricht Luther über Tisch aus, als Anfang Juni Schreckensnachrichten über die Maßnahmen der Türken und Ferdinands Aushebungen in Dresden und der Lausitz

Je mehr Feind, je mehr Kraft

Daß diese Sehnsucht bei aller Ermüdung des Leibes und der Seele keine Flucht aus der Wirklichkeit bedeutet, zeigt ein Brief, den Luther im Herbst an Jakob Propst in Bremen schrieb.³⁷⁾ Zwar beginnt er auch mit der in dieser Zeit stereotypen Begründung, warum er so selten und spät Briefe beantworte: Geschäfte, Arbeiten, Alter und Anfechtungen kennzeichnen seine besondere Lage. Und er schließt wiederum mit dem Ersuchen um Fürbitte, daß der Herr ihn von den Faustschlägen und Stacheln Satans erlöse und ihm nach seinem Willen eine gute Stunde geben möge, wenn er von diesem Elend befreit werden soll. Die Lust abzuschneiden geht aus der Fürsorge für seine Tochter, die kleine Margarete, hervor, deren Versorgung mit einem Manne nach seinem Tode er dem Freunde als dem Paten des Kindes befiehlt. Aber unter dem allen ist die trotzige Kampfkraft des Glaubensdienstes nicht gebrochen. Vielmehr ergeht es dem Reformator nach dem Sprichwort: Je mehr Feinde, je mehr Ehr! Oder: je mehr Kraft. So schreibt er: „Ich erschöpfter Greis, ermüdet durch so viel Arbeiten, werde immer wieder und von Tag zu Tag jung, das heißt: mich bedrohen immer neue Kotten, denen eine neue Jugend Widerstand leisten muß.“ Eine prächtige Veranschaulichung von der Wahrheit des Prophetenwortes: „Die Knaben werden müde und matt und die Jünglinge fallen; aber die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden“ (Jes. 40, 30 f.). Neben seinen privaten Kämpfen mit dem Satan und denen mit den Papisten machen ihm die Gegner, die aus den eigenen Reihen aufstehen, und die Verachtung des Wortes Gottes im eigenen Lager zu schaffen. Aber er getröstet sich der Konformität dieses Kampfes mit dem des Herrn und seiner Apostel: „Wir sind nicht besser als die Apostel und Propheten, ja als unser Herr selbst“ (1. Kön. 19, 4).³⁸⁾

nach Wittenberg kommen. Vielleicht sei jene Nachricht nur eine Erdichtung der Papisten, um unter diesem Vorwand Heere zu sammeln, mit denen sie die Lutheraner ausrotten könnten. (T. III, 3892.)

³⁷⁾ B. VIII, 291. Propst, ein Ordensbruder Luthers, unter dessen Einfluß schon früh in den Niederlanden reformatorisch tätig, war, aus der Kerkerhaft der Inquisition entkommen, Luthers Freund in Wittenberg geworden, seit 1524 Reformator und Superintendent in Bremen.

³⁸⁾ Beim Abendessen nach einer Deposition am 27. Juni hatte Luther schmerzlich die Ärgernisse und Zerrüttungen beklagt, die dadurch entzündeten, daß jeder sein eigener Rabbi sein wolle.

In Schwachheit stark

Ein Brief an Nicolaus Amsdorf³⁹⁾, der — seit 1517 Luther anhänglich und vertraut — Superintendent in Magdeburg war, führt diese Gedankengänge weiter. In Magdeburg herrscht die Pest. Da zeigt sich nun, was Luther auch schon vor Jahren beim Auftreten der Pest in Wittenberg beobachtet hat, daß die Furcht vor dem Tode unter dem Volke stärker ist als in den Zeiten des Papsttums. Diese Tatsache, die ja gegen die Richtigkeit der evangelischen Lehre ausgespielt werden könnte, erklärt sich im Lichte des satanischen Kampfes. Früher fürchteten die Menschen sich vor dem Tode weniger, weil sie sich von einer falschen Hoffnung auf das Leben nach dem Tode betrügen ließen. Nun das Licht der Wahrheit an den Tag gekommen ist, erkennen sie deutlicher den Jorn Gottes, spüren, daß menschliche Kräfte nicht ausreichen, um den Kampf mit dem Tode zu bestehen. Die evangelische Erkenntnis bringt zunächst eine Verschärfung des Bewußtseins von der verlorenen Position des Menschen in der Welt des Todes. Die Erkenntnis von der Sünde nimmt die falsche, angemessene Sicherheit. „Damals gingen wir zur Rechten als die Sichereren, wo man furchtsam sein mußte; heute gehen wir zur Linken als die Furchtsamen, wo man sicher sein muß.“ Aber Luther tröstet sich dieser an sich bedrückenden Beweise von Schwäche. Denn Christi Kraft ist ja gerade in den Schwachen mächtig. Solange man stark, gerecht und weise zu sein meint, kann Christi Kraft nicht zur Entfaltung kommen. Luther versteht das nicht nur vom Einzelleben, sondern auch von der Geschichte des Reiches Gottes. Er wendet Psalm 71, 9 auf diese an: „Wer wirf mich nicht in meinem Alter, verlaß mich nicht, wenn ich schwach werde.“ Er sieht in seiner Zeit endgeschichtliche Züge. Es ist die Zeit des Alters Christi, die Zeit abnehmender Kräfte der Christenheit, verstärkten, höchstgesteigerten Angriffs des Teufels. Gerade in ihr und der Schwachheit, die sie über die Christen bringt, soll sich Christi Kraft erfüllen, soll die Bitte erhört werden, daß der Christ nicht verlassen ist. Der Reformator hat es an den Sterbebetten selbst erfahren, daß gleichwohl die Gläubigen in Christo friedlich einschlafen. Er hofft sicher, daß der Freund die gleiche Erfahrung machen

Er wünscht ein Konzil der Fürsten und Stände zur Herstellung der Einigkeit in Lehre und Bräuchen. „Wahrlich, die Kirche hat ein elend und jämmerlich Ansehen, die unter so großer Schwachheit und Ärgernis verborgen liegt.“ TX. III, 3900.

³⁹⁾ 25. Nov. B. VIII, 327.

werde. Mögen die Lebenden in der Pestzeit Angst haben und unsicher werden: Sowie es zum Sterben geht, werden sie ganz andere Menschen und sterben tapfer im Herrn. Das ist die genaue Umkehrung der mittelalterlichen Sterbekunst, die den Menschen schon bei Lebzeiten gegen das Sterben fest und gefeit machen und ihm die Angst davor nehmen wollte. Gerade in der größten Angst erweist sich Christi Kraft am stärksten. So wird die Erfahrung der Pestzeit dem Anschein zum Trotz gerade zu einer Rechtfertigung der evangelischen Wahrheit. Die Angst der Lebenden verwandelt sich in ihr wunderbar zur Kraft der Sterbenden in Christo. Der Rechtfertigungsglaube triumphiert: Die Sieges sicheren müssen den Tod spüren und die Todes sicheren sollen den Sieg spüren. So erhofft Luther auch von dieser Heimsuchung Magdeburgs, daß die meisten nicht im Unglauben, sondern mit dem Bekenntnis zu Christus und mit dessen Bezeugung im Empfang des heiligen Abendmahles heimgen. Die persönliche Erfahrung dieses für den Reformator besonders schweren Jahres ordnet sich diesen Beobachtungen ein: „Ich habe beinahe in diesem ganzen Jahre mit dem Apostel singen gelernt: ‚Als die Sterbenden und siehe wir leben‘ (2. Kor. 6, 9) und ‚Bei eurem⁴⁰⁾ Ruhm sterbe ich täglich‘“ (1. Kor. 15, 31).

Der Schluß des Briefes bringt zwar wieder die Klagen über Alter und Erschöpfung der Kräfte, den Wunsch, lieber bald aus dem Elend der Kirche abberufen zu werden, da er doch zu nichts mehr taue, als nach Abberufung der anderen allein und elend zurückzubleiben. Aber das „dennoch“ fehlt auch hier nicht: Er weiß, daß ihm noch viel zu tun aufgegeben ist. Darum klingt der Brief auch hier in die Aufforderung der Fürbitte aus, daß Gott ihn mit den Freunden für sein Reich erhalte.

Amsdorf bekräftigt in seiner Antwort die Gemeinschaft des Glaubens und des Gebetes: Täglich und ernstlich bete er für den Reformator, den er den Apostel Christi nennt. Von seinem Wunsche baldigen Abscheidens will er nichts wissen: „Wie elend wäre das Antlitz der Kirche, wenn der Herr dich uns entrisse und wir allein zurückblieben. Ferne sei das, ferne, ganz ferne, mein Vater!“ Luthers Hoffnung auf die Bewährung des Glaubens kann er bestätigen. Keiner sei in „Unglauben und Verzweiflung“ (vgl. Luthers Erklärung zur 6. Bitte) gestorben, alle, ob jung oder alt, schliesen sie im Herrn.

⁴⁰⁾ So zitiert Luther lateinisch nach der Vulgata. Er selbst übersetzt: Bei unserem Ruhm ...

Einheit der Kirche nur in Gottes Wort

Ende des Jahres, als Melanchthon vor dem Leipziger Religionsgespräch in Torgau war, schrieb ihm Luther⁴¹⁾ auf eine Niederschrift über die Kirche, die ihm der Freund zugeschickt hatte. Mit einem Scherz über Melanchthons Handschrift beginnt er. Dessen große lateinische Buchstaben, die einer neben dem anderen wie gemalt stehen, ganz im Gegensatz zu Luthers Handschrift, die zierlich kursiv in einem Fluß verläuft, verbrauchten viel Papier. Luther macht sich lustig, daß bei vielen Streichungen manchmal auf einer Seite nur drei Worte ständen. So danke er ihm, daß er eine so umfangreiche Schrift in einer Viertelstunde habe lesen können, für die er sonst viele Wochen gebraucht hätte, wäre sie in seiner eigenen oder eines anderen Handschrift beschrieben. — Zum Ernst übergehend, spricht er Melanchthon seine Zustimmung aus. Er unterscheidet die Kirche innerhalb der Glaubensartikel und die Kirche außerhalb der Glaubensartikel. Die Kirche des Glaubens ist das eine in allen Zeiten sich gleichbleibende Ideal, denn ihr Haupt, Gott, ist unveränderlich. Sein Wort ist ewig. Sofern Gottes Wort in ihr ist, ist die Kirche immer ein und dieselbe, wie Er selbst immer ein und derselbe ist. Die Kirche aber außerhalb der Schrift und des Wortes Gottes, also in ihrer äußeren, irdischen Erscheinung, kann sich nicht in allen Zeiten gleich sein, sondern ist der Veränderung und der Vergänglichkeit unterworfen. Keine Zeit der Kirche kann also Anspruch erheben, in ihrer äußeren Erscheinung normativ für andere zu sein. Das gilt selbst vom Leben der Apostel wie auch dem der Reformatoren. Nicht nach dem Leben und den Verordnungen der Heiligen, sondern nach ihrem Glauben ist alles zu beurteilen: „Welcher Ende⁴²⁾ schauet an und folget ihrem Glauben nach!“ (Hebr. 13, 7), d. h. also nach dem Worte Gottes. Gottes Wort ist also die Einheit der Kirche, im übrigen ist sie veränderlich und keinem Einheitstyp unterworfen.

Der Gerechten Seelen in Gottes Hand

Das für Luthers persönliches Ergehen schmerzreiche Jahr 1538 brachte ihm noch einen besonders schmerzlichen Abschluß. Sein Freund Nicolaus Hausmann

⁴¹⁾ 28. Dez. B. VIII, 548.

⁴²⁾ Luther zitiert verkürzt nach der Vulgata: quorum intuentes conversationem (statt exitum conservationis) imitemini fidem.

war in seine Vaterstadt Freiberg von deren Rat wie von dem Herzog Heinrich von Sachsen als Pfarrer und Superintendent berufen. Luther hatte selbst die Anhaltiner Fürsten gebeten⁴³⁾, ihn für dieses Amt aus ihrem Dienst zu entlassen. In Freiberg sei die Notdurft (der Streit um Pfarrer Schenks Irrlehre) zu groß, daß die Kirche in bessern Zustand gebracht werde. Bei jenem Zustande bedürfe sie „eines vornehmen, sittigen, erfahrenen Mannes, der Frieden zwischen den Prädikanten erhalten könnte, der auch bei den umliegenden Städten ein Ansehen und guten Willen anhebe. Unserm Herrn Christo zu Ehren möchten die Fürsten aus christlichem Gemüt Förderung und Hilf tun und ihn entlassen“. Luther hatte auch für Hausmann einen Brief aufgesetzt, in dem dieser den Meißner Bischof Johann VIII. von Maltitz um die Unterstützung seiner Superintendentur in diesen überaus gefährlichen Zeitläuften bat.⁴⁴⁾ Denn wenn auch die Evangelischen in dogmatischen Fragen die Lehren des Papstes verwerfen, so wollten sie doch niemals die Autorität der Bischöfe aufheben, sondern wünschten deren Mithilfe. So läßt Luther den Freund vom Bischof dessen Beistand für die Regierung seiner Kirchenprovinz erbitten und ihn versichern, daß er das Wort lauter lehren, die Ordnung der Kirche schützen, die Väter ehren und, sofern es Gott gibt, allen zur Erbauung leben, niemanden beleidigen wolle. Es ist der Versuch des Ausgleichs mit dem zuständigen Kirchenregiment auch bei verschiedener Lehre, den Luther hier durch den Freund unternehmen läßt. Am 17. Oktober hatte Luther in Wittenberg von dem Freunde unter Tränen Abschied genommen. Er sollte ihn nicht wiedersehen. Als Hausmann am 3. November im Freiburger Dom seine Antrittspredigt hielt, brach er auf der Kanzel zusammen und entschlief noch am gleichen Tage. Bernhard v. Dölen teilte den Tod nicht Luther unmittelbar mit, sondern dem Justus Jonas, damit er die Nachricht dem Reformator schonend beibringe. Die Freunde verheimlichten ihm zunächst die Trauerbotschaft. Luther erfuhr die erste Andeutung in einem Gespräch mit dem Kurfürsten. Er war tiefbetrübt, als er von den Freunden sichere Kunde bekam. Er verließ den Freundeskreis und eilte in seine Kammer, um sich den Tränen zu überlassen. Dann kehrte er schnell zurück, nachdem er sich gefaßt, und zeigte der Traurigkeit seiner Empfindung zum Trotz frohe Mienen. Freilich überwältigten ihn die Tränen in diesen Tagen immer wieder. Zu einem Beileidsschreiben an seinen Freund und Tischgenossen Hieronymus Weller in Freiberg, der ihm mehrfach schrieb, war ihm

⁴³⁾ B. VIII, 256.

⁴⁴⁾ B. VIII, 508.

das Herz zunächst zu schwer. Denn, wie Melanchthon an Weller schrieb, beim Schreiben hätte er sich noch stärker mit diesem traurigen Fall beschäftigt, als es so schon geschah. Erst am vorletzten Tage des Jahres schreibt er ihm.⁴⁵⁾ Er meint nun, man habe ihn nicht zu schonen brauchen. Er wisse ja, daß D. Hausmann in Christo gerecht sei. Er sieht an ihm erfüllt das Wort des 115. Psalms: „Der Tod seiner Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn“ und das der Weisheit (4, 7): „Aber der Gerechte, ob er gleich zu zeitig stirbt, ist er doch in der Ruhe.“⁴⁶⁾ Aus seiner Erfahrung als Prediger fühlt er sich in Todesnähe und Lebenshoffnung dem Schicksal des Freundes gleich: „Wie oft war ich selbst auf der Kanzel tot und lebe dennoch.“ Ein wunderbar tiefes Wort des Glaubens- trostes gegenüber dem Sterben auf der Kanzel. Gottes Wort tötet und macht lebendig! Wer das weiß und erfahren hat in dem Ernst der Predigt, der kann im Glauben an das Wort dem Tode trotzen und sich der Verheißung des Lebens trösten.

So klingen die Freundesbriefe Luthers in diesem Jahre in der wunderbaren Glaubenszuversicht des Predigers Luther aus, den in aller Anfechtung „das Liedlein der Heiligen“ stärkte: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und des Herrn Werke verkündigen“ (Psalm 118, 17). Wahrlich, D. Martin Luther hat es in Krankheit und Trauer, in Sorge und Anfechtung gelernt in diesem ganzen Jahre mit Paulus zu singen:

„Als die Sterbenden und siehe, wir leben!“

⁴⁵⁾ B. VIII, 347.

⁴⁶⁾ Luther zitiert beide Male nach der Vulgata, deren Text eine nähere Beziehung zu der besonderen Todesart Hausmanns ergibt: „Köstlich ist der Tod im Angesicht des Herrn“; „Der Gerechte wird im Frieden sein, welcher Tod ihn auch überfallen mag.“ Psalm 115 findet sich auch in der lateinischen Grabchrift, die der Veröffentlichung von Hausmanns Predigt angehängt war, verwendet.

Kennt Luther einen „deutschen Glauben“?¹⁾

Von Hermann Steinlein, Ansbach

In der Zeitschrift „Deutsche Frömmigkeit“ (Verlag Deutsche Christen, Weimar, Schriftleiter: Dr. W. Bauer, Eisenach, Heft 11, 1938, S. 25) wird folgende lateinische Tischrede Luthers angeführt: „Fides si etiam sit infirma, tantum sit germana“ (T. 5 Nr. 5989 g), das solle heißen: „Mag der Glaube auch schwach sein, er möge nur mindestens deutsch sein.“ Damit soll bewiesen sein, daß auch schon Luther einen „deutschen Glauben“ kennt. Nun findet sich aber in der „Disputatio . . . D. Martini Lutheri contra Antinomus“ vom 6. Sept. 1538, in welcher dieser „fast überall .. allein“ als „Respondent“ „erscheint“ (W. 39, II 486), ein ähnlicher Gedanke ausgesprochen: „Fides potest esse infirma, sed non incerta et dubia, quae longissime distincta sunt“ (563). Da wird also deutlich ausgesprochen, daß ein Glaube „schwach“ sein kann — wie oft hat das Luther von seinem eigenen Glauben gesagt! —, wenn er nur sicher und fest ist. Damit ist das Gleiche gemeint, wie in jener Tischrede. Denn der Ausdruck „germanus“, d. h. „echt“, entspricht ganz dem in dieser Disputation ausgesprochenen Gedanken von dem „gewissen und sicheren“ Glauben. Es ist das natürlich kein anderer als der rechte christliche Glaube. Schon durch jenen Satz in der Disputation wird obige Behauptung, Luther denke in jener Tischrede an einen „deutschen Glauben“, in ihrer Unhaltbarkeit aufgezeigt. Da es jedoch mehrfach vorkommt, daß sich Leute für Gedanken wie denjenigen eines „deutschen Glaubens“ u. a. auf Luther berufen, so ist es wohl ganz angezeigt, wenn im Nachstehenden diese ganze Frage noch etwas genauer behandelt wird.

1. Sprachliches

Das Wort „germanus“ (klein geschrieben) hat im klassischen wie im mittelalterlichen Latein (vgl. für letzteres die *Lexica* von Du Cange, Ausg. v. 1883/7, Forcellini, 1888/1920 und Habel, 1931) die Bedeutung „leiblich, recht, echt“ u. a. Damit stimmt auch Luthers Sprachgebrauch durchaus über-

¹⁾ Abkürzungen: W. = Weimarer Lutherausgabe; W.Br. = Briefwechsel und T. = Tischreden der W.; Erl. = Erlanger Ausg., deutsche Schriften; v. a. = Op. varii argumenti der Erl.; Es. = Enders, Luthers Briefwechsel; Br. = Brief; Pr. = Predigt.

ein. Er sagte in einer Pr. vom 15. März 1523, daß ein „Pastor“, ohne nach den Bischöfen zu fragen, seine Kinder, wenn er ihren Glauben bei der Prüfung als „piam et germanam“ befunden habe, „konfirmieren“ dürfe (W. 11, 66). Mit „germanus“ ist hier natürlich nicht ein „deutscher“, sondern ein „rechter“ Glaube gemeint. Noch unzweideutiger tritt uns diese Bedeutung anderwärts entgegen. Im Eingang der Schrift „De instituendis ministris ecclesiae“ v. J. 1523 sagt Luther, daß er bezüglich der Einsetzung der Geistlichen die in der Heil. Schrift vorgeschriebene „puram et germanam“ Weise suche (W. 12 S. 169). Kann da jemand auch nur einen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß hier „germanus“ mit „recht“ oder „echt“ zu übersetzen ist? Denn daß in der Heiligen Schrift keine „deutsche“ Weise vorgeschrieben werden konnte, versteht sich von selber. In der Nachschrift der Vorlesung über den 1. Timotheusbrief vom Jahr 1528 ist bei Kap. 1 V. 5 gleich zweimal von der „fides germana“ im Gegensatz zu dem „gefärbten (simulata) Glauben“ die Rede (W. 26 S. 11). In der Vorlesung über Jesaja 9 (zu V. 1) heißt es in der Nachschrift wie in der Bearbeitung, daß wir „purum, simplicem, germanum et unum“ Sinn der Heiligen Schrift erlangen müssen (W. 40 III 600). Auch hier liegt die Bedeutung „recht“ auf platter Hand.

Zur Dervollständigung dieses sprachlichen Teils unserer Untersuchung müssen wir aber auch noch beachten, wie Luther das Wort „deutsch“ im Lateinischen ausdrückt. Dabei handelt es sich natürlich vor allem um Stellen, wo von der deutschen Sprache die Rede ist. So viel ich sehe, besteht hier ein gewisser Unterschied zwischen Luthers Frühzeit und der späteren.

Luther wendet bekanntlich bisweilen mitten in lateinischen Ausführungen deutsche Wörter oder Wendungen an. Wir finden das auch schon in seinen Vorlesungen der Frühzeit, und zwar kündigt er das des öfteren ausdrücklich an. Wir begegnen da gerade in der Frühzeit nicht selten dem Ausdruck „teutonice“. So in der ersten Psalmenvorlesung (Dictata super Psalterium von 1513/5: W. 4 S. 277, Glosse 2 („Teutonice: Ach lieber Herre, ach lieber erlöse uns. Ach lieber Herre, ach laß wohl abgehen .“); 295, Glosse 2 „teutonice dicitur: in der Gefahr sein oder auf der Wage“); 299 Glosse 2. In der Römerbriefvorlesung v. 1515/6 steht „Teutonice“ an den zehn Stellen, die in dem Verzeichnis „Sprachliches“ W. 56 S. LVI angeführt sind, außerdem noch 444 Z. 21; in Luthers lateinischer Bearbeitung (Sommer 1518) seiner 1516/7 ge-

haltenen Predigten über die zehn Gebote (beim 1. Gebot, W. 1 S. 402 Z. 17 und 22). In der Überschrift des „Sermo de triplici justitia“ (1518) heißt es: „... justitia, Teutonice: Frommkeit“ (W. 2 S. 43). In späterer Zeit (1531) wird in einer Tischrede das Adj. „Teotonus“ gebraucht. — Des öfteren leitet Luther gerade auch deutsche Wendungen mit dem allgemeinen Ausdruck „vulgo“ ein. So in den „Dictata“ W. 3 S. 77 (Sic vulgo dicitur: „Es gilt mir gleich einer wie der ander“); 578; 4 S. 205. („quod vulgo dicitur ‚Herzbrechen‘“) und zwar jeweils in den Scholien. In der Vorlesung über den Römerbrief ist zu nennen: W. 56 S. 108; 238 u. 397; 456; ferner die lateinische Predigt vom 1. Mai 1515 (W. 1, 51 Z. 31, 34, S. 683 Z. 2). In ganz allgemeinem Sinn wird der Ausdruck „vulgo“ z. B. in einer lat. Predigt von 1520 W. 9, 495 („Vulgo docent“) angewandt.

Nach der Frühzeit gibt Luther das Wort „deutsch“ bei der Übersetzung ins Lateinische (soweit meine Kenntnis reicht) in der Regel mit „vernaculus“ oder „Germanicus“ wieder. Ich führe für „vernaculus“ (= heimisch, also in Deutschland = deutsch) folgende Stellen an: Luthers Galaterkommentar von 1519 (bei Kap. 5 V. 25): „Vernacula freundlich, holdselig, leutselig“ (W. 2 S. 595); „Formula missae“ (Ende 1523) und zwar: W. 12 S. 210 („vernacula concio“). S. 218 („cantica vernacula“ und „Nunc vernacula“), S. 219 (vernaculae cantilena); Brief Luthers an Spalatin mit der Anregung zur Dichtung deutscher Kirchengesänge, Br. (Ende 1523, W. Br. 3 S. 220: „psalmos vernaculos“). In dem Wartburgbrief vom 1. Nov. 1521 an den Straßburger Juristen Gerbel verwendet Luther da, wo er von seiner umfassenden literarischen Tätigkeit (besonders der Abfassung von deutschen Schriften) spricht, das Wort „vernaculus“ gleich siebenmal. Unmittelbar danach tut er im Blick auf diese rechte Darbietung des Evangeliums an die Deutschen in der jedem verständlichen Muttersprache den so oft zitierten Ausspruch: „Meinen Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich auch dienen.“ In den lateinischen „Annotationes in aliquot capita Matthaei“ vom Jahre 1538 findet sich (bei Kap. 10 V. 34) gleichfalls das Wort „vernaculus“ (W. 38 S. 510).

An der gleichen Stelle verwendet Luther auch das andere (in der Regel von ihm groß geschriebene) hier in Betracht kommende Wort „Germanicus“ („germanice dicitur“). Aus der Frühzeit ist mir bisher nur eine Stelle bekannt, in der es vorkommt (14. Dezember 1516; W. Br. 1 S. 79; Es. 1 S. 75). Dagegen be-

gegnet uns der Ausdruck in der späteren Zeit nicht selten. So in dem Br. vom 4. Februar 1527 an Lang („Prophetas Germanice vertendos“), Br. an Cordatus vom 19. Juni 1530, Br. an Melanchthon vom 9. Juli 1530 (Br. 5, 457; in den natürlich nicht von Luther niedergeschriebenen Tischreden; T. 1 Nr. 638, Herbst 1533 (nomina Germanica), Nr. 2782a (1532), 3 Nr. 3364 A; 4 Nr. 4018; 5026 (1540); 5 Nr. 5328 (1540); 5 Nr. 6146 (zweimal). Fortwährend kommt „Germanicus“ in der Bedeutung „deutsch“ in der Schrift „Aliquot nomina propria Germanorum“ (1537) vor, bei der allerdings Luthers Autorschaft zweifelhaft ist (W. 50 S. 146 ff.). Der Ausdruck „Alemanice“ begegnet uns in „de capt.“ 1520, W. 6, 524. In dem Brief an Spalatin vom 4. Juli 1518 verwendet Luther den Ausdruck „unsere Sprache“ (vgl. T. 4 Nr. 4579). Gelegentlich wird das Eigenschaftswort „deutsch“ auch durch einen Genitiv wiedergegeben. So in der Widmung des Galaterkommentars v. 1519 („Principes Germaniae“, W. 2 S. 448), in dem (nicht von Luther verfaßten) lateinischen Bericht über die Wormser Verhandlungen („Germaniae natio“, W. 7 S. 833) und in dem schon erwähnten Titel: „Aliquot nomina propria Germanorum“. In der Vorlesung über den Römerbrief wird (wie z. B. gelegentlich auch im klassischen Latein) auch das groß geschriebene „Germanus“ für „deutsch“ gebraucht (Scholien zu 12, 16; W. 56, 472: „poetae Germani“). Ebenso T. 2 Nr. 2782. Doch wird an letzterer Stelle auch die Lesart „Germanicus“ angegeben. Ich kenne keine Stelle in Luthers Schrifttum, an welcher das klein geschriebene „germanus“ die Bedeutung „deutsch“ hat. Die eingangs angeführte Behauptung, daß mit „fides germana“ der „deutsche Glaube“ gemeint sei, ist nach dem oben Ausgeführten ganz unhaltbar.

2. Sachliches

Allerdings ist damit, daß bei jemandem die klare Bezeichnung einer Sache nicht vorkommt, natürlich noch nicht ohne weiteres bewiesen, daß ihm auch die Sache selber fremd ist. Gerade bei Luther wäre es allerdings auffallend, wenn er, falls er einen „deutschen Glauben“ angenommen hätte, ihn nicht auch deutsch als solchen bezeichnet hätte. Bei ihm finden wir ja das Gegenteil von Wortkargheit. Er spricht das selber oft genug, zum Teil in humorvoller Weise, aus. Wenn jemand, dann liebte er es, das, was er dachte, auch in unmißverständlicher Weise zum Ausdruck zu bringen. Außerdem sind uns, zumal in den etwa 3000

Briefen und in Tausenden von Tischreden vielfach selbst seine geheimsten Gedanken, sowie ganz gelegentliche Äußerungen in einen bei sonstigen geschichtlichen Persönlichkeiten kaum vorhandenen Umfang zugänglich.

Jedenfalls will ich noch etwas darauf eingehen, ob sich etwa, wenn auch unausgesprochen, die in Frage stehende Sache, nämlich ein „deutscher Glaube“, bei Luther vorfindet. Schon ein paar allgemeine Beobachtungen machen dies meines Erachtens recht unwahrscheinlich. Einer der öftesten und stärksten Grundgedanken Luthers ist derjenige von der scharfen Scheidung zwischen dem Gebiet des geistlichen und des natürlichen Lebens. („Reich Gottes“ und „Reich der Welt“.) So sagt er in der Auslegung des 101. Psalms („Davids Regentenspiegel“) von 1534/5: „Ich muß immer solch' Unterscheid dieser zweier Reich ... einkäuen [wie eine Mutter dem Kind die vorgekaute Speise gibt], eintreiben und einkleien ... Denn der leidige Teufel höret auch nicht auf, diese zwei Reich ineinander zu kochen und zu bräuen. Die weltlichen Herrn wollen ins Teufels Namen immer Christum lehren und meistern, wie er seine Kirche und geistlich Regiment soll führen. So wollen [umgekehrt] falsche Pfaffen und Kottengeister [Schwarmgeister] nicht in Gottes Namen immer lehren und meistern, wie man soll das weltliche Regiment ordnen ...“ (zu V. 5 W. 51, 239 = Erl. 39, 326; vgl. Luthers Br. an Dan. Greiser vom 22. Oktober 1543). Diese Unterscheidung erstreckt Luther nun aber (was gerade heutzutage vielfach nicht bekannt ist oder übersehen wird) auch auf die „Gerechtigkeit“ und „Frömmigkeit“ (wie er das lateinische „justitia“ übersetzt, W. 2 S. 43 in der Überschrift), überhaupt auf das „Leben“, z. B. in der Pr. vom 5. Oktober 1529, W. 29, 564—573 = Erl. 14, 2. Aufl. S. 206 f.; Ostersonntagsnachmittagspr. 1530 in Coburg, W. 32, 51 ff. = Erl. 17, 2. Aufl., S. 355 ff. Er bezeichnet die eine Art von Frömmigkeit usw. als: „äußerlich“, „weltlich“, „irdisch“, „menschlich“, „leiblich“, „bürgerlich“, als „Gerechtigkeit des Fleisches“. Er spricht auch von einer „Gastheiligkeit“ und „Gastgerechtigkeit“, die wir als „Gäste“ hienieden dieser Welt schuldig sind (W. 32 S. 51 f. 37). Auch diese „Frömmigkeit“ ist von Gott geboten und ihm gefällig. Er belohnt sie vor allem mit irdischen Gütern auf dieser Erde. Aber sie „stirbt mit uns ab“ (a. a. O.). Sie reicht nicht in die Ewigkeit. Sie gibt nicht die Seligkeit. Luther sagt z. B. in der zweiten Galateravorlesung von 1531: „Was ein Mann tut ..., der sich als guten Bürger erweist; eine Frau, die keusch lebt, ihr Haus verwaltet, ihre Kinder erzieht, find

großartige Werke, dienen aber nicht zur [wahren] Gerechtigkeit“ (zu Kap. 3 V. 28; W. 40 I 543, Nachschr.; vgl. die Pr. über Joh. 6, zu V. 31, W. 33, 49). Dieser irdischen Frömmigkeit, die vor der Welt gilt, stellt Luther die wahrhaftige Frömmigkeit gegenüber, die vor Gott gilt. Er bezeichnet sie etwa einfach als „Gottes Gnade“ (W. 29 S. 569). Bezeichnend ist auch der Ausspruch in der schon berührten Coburger Osterpredigt: „Es ist kein ander Gottesdienst, denn allein glauben“ (W. 32 S. 53). Von einer „deutschen Frömmigkeit“ ist, soviel ich sehe, in Luthers Ausführungen über die „Frömmkeit“ nirgends die Rede, weder dem Wortlaut noch dem Sinn nach. Ebensovienig von einem „deutschen Glauben“.

Um entscheiden zu können, ob der Begriff eines „deutschen Glaubens“ in Luthers ganze Gedankenwelt hineinpaßt, ist es aber auch notwendig zu sehen, wie der Reformator zum Nationalen, vor allem natürlich zum Deutschen, steht. Es bedarf hier keines weiteren Nachweises, daß er mit ganzem Herzen am deutschen Volk und Vaterland hing. Aus dem schon erwähnten bekannten Ausspruch „Meinen Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich auch dienen“, geht hervor, daß er sein unermüdliches Wirken für die Sache des Evangeliums auch als einen Dienst für unser deutsches Volk betrachtete, und zwar als einen ganz selbstverständlichen, in den er einfach hineingeboren war. Aber wir müssen doch auch ein Dreifaches beachten: 1. Es dauerte bei dem durch schwere innere Glaubenskämpfe hindurchgehenden Reformator verhältnismäßig lange, bis das nationale Bewußtsein zum vollen klaren Durchbruch und Ausdruck kam. Es geschah dies, so weit uns sein Schrifttum darüber Aufschluß gibt, eigentlich erst im Juni 1518, also über ein halbes Jahr nach dem Thesenanschlag, in der Vorrede zur vollständigen Ausgabe der „Deutschen Theologie“. Hier spricht er mit freudigem Stolz davon, daß die „deutschen Theologen“ (er denkt dabei an Leute, wie den Verfasser jener Schrift) „ohne Zweifel die besten Theologen“ sind (W. 1 S. 379). 2. Er ließ es neben großem Lob der Deutschen auch nie an Kritik fehlen. Dies tritt uns schon in der Vorlesung über den Römerbrief (1515/16) in sehr charakteristischer Weise entgegen. Während es im allgemeinen als selbstverständlich gilt, daß die Dichter ihr eigenes Volk anderen „vorziehen“, spricht Luther (mit ausdrücklicher Bezugnahme auch auf die Deutschen) demgegenüber seine Bedenken aus. Denn auch damit werde „vergessen, daß wir Christen sind“ (Schol. zu R. 12 V. 15, W. 56 S. 472).

Wir sehen hier zugleich, daß für ihn das Christliche unbedingt den Vorrang vor dem Nationalen hatte. Geradezu ergreifend aber ist es, wie er (gegen Ende seiner Schrift: „Daß man Kinder zur Schule halten soll“ vom Jahre 1530) im Blick auf die häufig unfreundliche, ja feindliche Stellung gegenüber den Predigern des Evangeliums ausrief: „Wenn es so soll in deutschen Landen gehen, so ist mirs leid, daß ich [als] ein Deutscher geboren bin oder je deutsch geredet oder geschrieben habe“ (W. 30 II 584 = Erl. 17, 2. A., S. 419). 3. Vor allem ist es auch wichtig, zu sehen, welche Bedeutung für ihn das nationale Moment in den verschiedenen Phasen seines Wirkens und Kämpfens hatte. Da ist es nun klar, daß auf dem Höhepunkt seines ersten Kampfes mit dem Papsttum (besonders von 1519—1521) auch sein mit aller Kraft hervorgebrochenes nationales Empfinden und das starke Echo, das er in weiten Kreisen des deutschen Volkes fand, nicht unwesentlich zu seiner kühnen Kampfesfreudigkeit beitrug. Aber wesentlich anders war es bei der Vorbereitung auf sein erstes reformatorisches Auftreten, sowie in den schwersten Zeiten, wo er vielfach bitterste Enttäuschung (auch bei so manchen seiner ursprünglichen Freunde und Mitstreiter) erlebte und sein ganzes Werk gefährdet sah. Man braucht z. B. nur die drei vorreformatorischen Predigten über den Ablass (am 27. Juli und am 31. Oktober 1516, wie am Matthäustag, 24. Februar 1517, W. 1, 68 f.; 98 f. bzw. 4, 674; 1, 141 = v. a. 1, 65; 183; 176), diese Vorläufer der 95 Thesen, letztere selber und das weitere einschlägige Schrifttum anzusehen, um zu merken, daß hier das nationale Element (wenn es auch wohl unbewußt etwas mitwirkte) doch in keiner Weise zum Ausdruck kam. Oder denken wir an seine schwersten Kämpfe, diejenigen mit den „Schwarmgeistern“, in welchen er nach seinem eigenen Bekenntnis (Br. an Stiefel, c. 4. Mai 1527) erst klar erkannte, daß „der Satan der Fürst der Welt sei“ [Joh. 12 V. 31 u. ö.], während er das „bisher“ „nur für Worte“ gehalten habe, sowie an die vielfach so sorgenvolle niederdrückende Zeit, die er im Sommer 1530 fern vom Kampfplatz in Augsburg, auf welchem die höchst gefährdete evangelische Sache nur von seinem öfter ganz verzagten, ja in Tränen aufgelösten Freunden (Melancthon usw.) vertreten wurde! Da merken wir auch nichts davon, daß Luther etwa vom Nationalen her die uns jetzt noch mit höchster Bewunderung erfüllende Klarheit und Entschiedenheit des Handelns und seinen sieghaften Mut, dem die wütenden, mächtigen Feinde nur wie surrende Mücken erschienen (Br. an Spalatin, 20. Juli 1530),

gewinnt. So sehr Luther die Bedeutung und den Wert des Nationalen kannte und würdigte: er wußte doch, daß es dem Bereiche des irdischen Lebens angehört, und deshalb auch den Gesetzen desselben unterworfen ist, dem Wanken und Schwanken, ja auch dem Vergehen. Untrügliche Weisung und unzerstörbare Kraft bietet nur das, was aus der Ewigkeit stammt, nämlich Gottes Wort und der darauf sich gründende christliche Glaube. Und je dunkler und gefahrdrohender es hienieden wurde, je mehr alle irdischen Stützen wankten und zerbrachen, um so ausschließlicher stützte sich Luther in freudigem, siegesgewissen Glauben auf den Herrn Christum.

Bei dieser Sachlage halte ich es für völlig ausgeschlossen, daß er (wie es bei der eingangs erwähnten Deutung jener Tischrede der Fall wäre) einen „deutschen Glauben“ auch nur irgendwie als einen Ersatz für den fehlenden christlichen Glauben ansehen konnte. Bei Luther ist ein derartiger „deutscher Glaube“ sprachlich wie sachlich ganz ausgeschlossen.

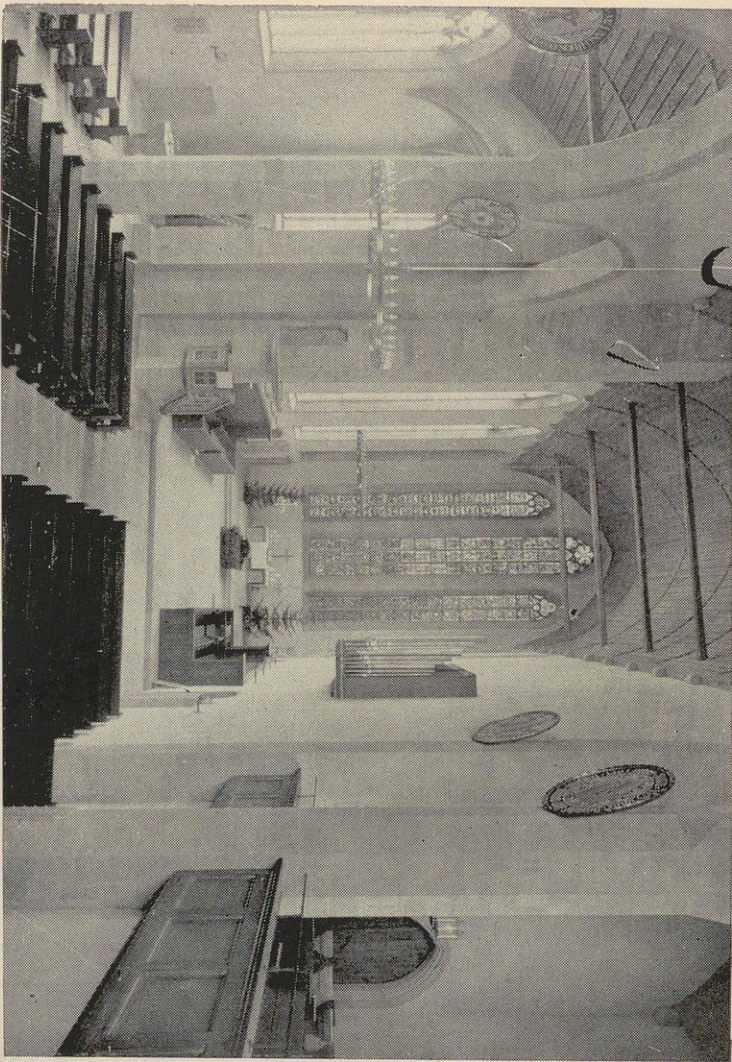
Eine erneuerte Lutherstätte

Von Theodor Mundle, Erfurt

Am 11. Dezember 1938 wurde unter starker Beteiligung der evangelischen Bevölkerung in Erfurt die ehrwürdige Augustinerkirche, die wegen Erneuerungsarbeiten über zwei Jahre geschlossen war, als evangelisches Gotteshaus wieder eingeweiht. Daß die Arbeiten sich so lange hinzogen, ist ein Beweis dafür, daß es sich um eine ganz gründliche Umgestaltung gehandelt hat. Dieses Werk tat not, und umfaßte nicht nur die Kirche selbst, sondern auch einen Teil der angrenzenden Gebäude des ehemaligen Augustinerklosters. Diese waren zwar nicht gerade baufällig, aber sie befanden sich in einem unwürdigen Zustand, der ihrer großen geschichtlichen Bedeutung nicht entsprach. Das Werk ist auch noch nicht abgeschlossen. Die Vereinigung zur Erhaltung der Erfurter Lutherstätten hat sich zum Ziel gesetzt, die ganzen, zum Teil durch bauliche Veränderungen des vorigen Jahrhunderts verunstalteten Klostergebäude so wiederherzustellen, daß die ursprüngliche Anlage des Augustinerklosters wieder deutlich erkennbar ist. Erst dann wird diese Lutherstätte wieder ein Denkmal deutscher Geschichte sein,



Die erneuerte Augustinerkirche zu Erfurt:
Blick zur Orgelempore.



Die erneuerte Augustinerkirche zu Erfurt:
Bild zum Altar.

das uns als lutherischen Christen durch die Erinnerung an unseren Reformator besonders geweiht ist.

Entgegen der Meinung vieler muß nämlich festgestellt werden, daß diese Lutherstätte in Erfurt sich würdig neben Wittenberg, Eisleben und Eisenach stellen kann, und auch über die Reformation hinaus hat gerade diese Kirche eine besondere Bedeutung. Es sei darum einiges aus ihrer Geschichte hier eingefügt:

Als im Jahre 1276 die Augustiner-Eremiten sich in Erfurt niederließen, wurde ihnen die im Norden der Stadt in der Nähe ihrer ersten Behausung gelegene Kapelle, die dem Philippus und Jakobus geweiht war und wohl als Friedhofskapelle diente, für ihre Messen und frommen Übungen zugewiesen. Als Baujahr dieser Kapelle ist das Jahr 1131 bekannt. Wohl unter Einbeziehung der Grundmauern dieses kleinen Gotteshauses errichteten die Mönche ihre Kirche. Das Baumaterial durften sie sich von verlassenen Dorfkirchen der Umgebung holen. So ist es zu erklären, warum die Steinmauern des hohen Chores schichtweise verschiedene Färbung haben. Für den hohen Chor stiftete der Bischof Heinrich von Naumburg ein prachtvolles buntes Fenster, das Szenen aus dem Leben des Kirchenvaters Augustinus enthält. Bei der jetzigen Erneuerung wurde es vom Staub der Jahrhunderte befreit, und dabei wurde offenbar, daß es nicht nur eines der ältesten, sondern auch der schönsten Kirchenfenster im mittleren Deutschland ist. Um 1330 ist die Kirche fertig. Da die Kirche als Bettelordenskirche keinen großen Turm haben durfte, mußten sich die Mönche mit einem kleinen Türmchen an der Nordfront begnügen. An diesem in einzigartig schönen gotischen Formen ausgearbeiteten Türmchen wurde neun Jahre — von 1435 bis 1444 — gebaut. Es erhielt 1473 ein Betglöcklein, das noch heute darin hängt. Die Kirche war sehr bald eine begehrte Begräbnisstätte. Angesehene Bürger ließen sich gern dort bestatten. Davon zeugen eine Reihe gut erhaltener Grabsteine. Einer von diesen ist ein besonderes Denkmal: Vor dem Hochaltar wurde im Jahre 1428 der Professor der Theologie, Johann Zachariä, begraben, der auf dem Konzil zu Konstanz im Prozeß des Johann Hus für dessen Verurteilung und Verbrennung eingetreten ist. Vom Papst dafür mit der „goldenen Tugendrose“ belohnt, erhielt er im Volksmund den Beinamen „die Husgeißel“.

Am 17. Juli 1505 klopfte der Magister Martinus Luther an die Pforte des Augustinerklosters, den Frieden seiner Seele suchend, nachdem 14 Tage vorher, am 2. Juli, der Blitzschlag vor Stotternheim ihm das Gelübde erpreßt hat:

„Hilf, heilige St. Anna, ich will ein Mönch werden.“ 2¹/₂ Jahre ist er zunächst im Erfurter Kloster geblieben. Hier hat er das Klosterleben nach seinen lichten und dunklen Seiten kennengelernt, hier haben seine inneren Kämpfe begonnen, hier haben seine Zweifel eingesetzt, ob sein Weg richtig war, hier begann unter dem Studium der Bibel die neue Gewißheit des Glaubens zu keimen, die später Inhalt und Kraft seines Reformationswerkes werden sollte. Die kleine Lutherzelle, die im Erfurter Augustinerkloster noch heute gezeigt wird, ist die Pflanzstätte der Reformation zu nennen, der alte Steinaltar der Kirche mit dem Grabstein der Fußgeißel davor ist die Lutherstätte, ohne die auch der 31. Oktober 1517 nicht zu denken ist. Auf dem Grabstein des Ketzerrichters hat Luther sein Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams abgelegt, hier hat er manche Nacht im Gebet durchwacht, weil ihm das eine wichtig war: „daß du einen gnädigen Gott kriegest“.

Dieselbe Kirche hat dann Stunden seines größten Triumphes gesehen. Auf der Reise von Wittenberg nach Worms wurde er wie in vielen anderen deutschen Städten auch in Erfurt als der Befreier vom römischen Joch jubelnd begrüßt. In seiner Kirche hielt er am Sonntag Quasimodogeniti (7. April) vor den aufhorchenden Erfurter Bürgern eine Predigt, die von der neugewonnenen Glaubensgewißheit ein klares Zeugnis ablegte. Die Kirche konnte die Menge des Volkes nicht fassen. Alle wollten den Helden sehen und hören, der es wagte, der Macht Roms zu trotzen.

Als Erfurts Bürgerschaft sich im Jahre 1525 unter Führung der Augustinerpriors und Freundes Luthers, D. Johannes Lang, vom Erzbischof von Mainz, zu dessen Herrschaft die Stadt Erfurt ja gehörte, die Freiheit des Glaubens ertrugt hatte, wurde aus der alten Klosterkirche ein evangelisches Gotteshaus. Das Kloster selbst wurde, da die Mönche es verlassen hatten, vom Rat der Stadt in eine Schule, das sog. Ratsgymnasium, umgewandelt. Der östliche Teil der Gebäude wurde mildtätigen Erfurter Bürgern zur Errichtung eines evangelischen Waisenhauses geschenkt. Das geschah im Jahre 1669.

An der Augustinerkirche haben im Laufe der Jahrhunderte treue Zeugen der evangelischen Wahrheit gewirkt, unter denen ein Name besondere Erwähnung verdient: August Hermann Francke, der Vater des Pietismus, der im Jahre 1690 als Diakonus an diese Kirche berufen wurde. Daß sein Wirken in Erfurt nur von kurzer Dauer war, ist nicht seine Schuld. Gegensätzlichkeit gegen die

Mehrheit seiner Amtsbrüder, die ihm seinen wachsenden Einfluß mißgönnten, hat ihn nach nur 1½ jähriger Tätigkeit wieder vertrieben. In wenig würdiger Form wurde er von seinen Feinden aus Erfurts Mauern verjagt.

Noch einmal tritt die Augustinerkirche ins Licht deutscher Geschichte: In ihr tagte im Jahre 1850 das Unionsparlament des norddeutschen Bundes, in dessen Reihen sich der nachmalige „eiserne Kanzler“ Otto von Bismarck befand. Unmittelbar, nachdem das Bundesparlament die Kirche wieder geräumt hatte, wurde die letzte große Umgestaltung des Kircheninneren vorgenommen, wie sie sich bis 1936 unserem Auge geboten hat. Die in jener Zeit übliche Form der „Erneuerung“ solcher alten Kirchen war die Neugotik, deren Formen nur allzu deutlich und aufdringlich als spielerische Nachahmung der alten gotischen Form zu erkennen waren. Hier war das wirklich Alte nicht „konserviert“, sondern von Gestaltungen überwuchert, die zwar alt aussehen sollten, aber gerade den Charakter des Alten zerstörten. So konnte es darum auch in dieser Kirche bei solchem Zustand nicht bleiben, zumal Mäße und Steinfraß unter dem Verputz immer weiter um sich griffen.

Die Pläne, die zu dem jetzt vollendeten Erneuerungswerk geführt haben, gehen zurück bis ins Jahr 1925. Damals schlossen sich Freunde der Erfurter Lutherstätten unter der Führung des Pfarrers an der Augustinerkirche D. Kohlschmidt zusammen, um bei den staatlichen und städtischen Behörden das Interesse an den doch noch vorhandenen Lutherstätten neu zu beleben. Es gelang auch. Staat, Stadt und Kirche gaben namhafte Zuschüsse, die in einem Fonds gesammelt wurden, um eine Grundlage für die geplante Umgestaltung zu gewinnen. Aus diesem Fonds wurden im Jahre 1927 zuerst die Kosten für die gründliche Instandsetzung des zierlichen gotischen Türmchens bestritten. Die weiteren Pläne scheiterten an dem um 1930 immer mehr offenbar werdenden wirtschaftlichen Niedergang. Erst als mit der Machtübernahme durch unsern Führer sich allenthalben neues Leben und Planen regte, wurden auch hier die alten Pläne aufgerollt. Am 3. Osterfeiertag 1935 schlug der Blitz in das eben erneuerte Türmchen, das schwer dadurch beschädigt wurde. Die Kosten dieser zweiten Wiederherstellung betragen fast 20 000 Mark.

Dieser Blitzschlag wurde Anlaß, daß die beteiligten Stellen, vor allem der Landeskonservator für Denkmäler, Ministerialrat D. Hiecke, der Frage der Erneuerung der Kirche und des Klosters nähertraten. Nach längeren Verhandlungen

konnte im September 1936 unter Führung der Architekten Kellner und Spahr mit den Arbeiten begonnen werden.

Der Grundsatz für die Umgestaltung konnte nur sein: das wirklich Alte zu erhalten und das notwendig Neuzugestaltende dem Charakter des Alten anzupassen, ohne jedoch neugotischer Nachahmung zu verfallen. Die Aufgabe ist wahrlich nicht leicht gewesen. Schon das war eine große Schwierigkeit, daß es kein Bild des Kircheninneren aus alter Zeit gibt. Wir wissen nicht genau, wie die Kirche in ihrem Inneren sich zur Zeit, da Luther im Kloster weilte, dem Auge darbot, und ob nicht gerade in jenen Zeiten einschneidende Veränderungen vorgenommen wurden. Es wurde in jenen Jahren im Augustinerkloster auch sonst mancherlei gebaut (z. B. das Refektorium). Nur eine alte Querschnittzeichnung aus der Barockzeit gab ungefähr einen Anhaltspunkt. Zudem mußte bei dieser ganzen Erneuerungsarbeit stets darauf Rücksicht genommen werden, daß diese Kirche ja heute ein evangelisches Gotteshaus ist. So konnte z. B. der Lettner, der einst den hohen Chor von dem Kirchenschiff trennte, und der nachweislich in der katholischen Zeit bestanden hat, nicht wieder eingebaut werden, zumal wir über seine Konstruktion — ob Holz oder Stein? — nichts wissen.

Die erste und schwierigste Arbeit war die Erneuerung der Decke. An Stelle der mit kleinen Verzierungen versehenen Spitzdecke wurde wieder die alte spitzbogige Tonne aus Holz eingebaut, die durch einfache Querbalken gestützt wird. In den beiden Seitenschiffen begnügte man sich mit einer halbrund gewölbten Decke, da hier das Anbringen des vollen Tonnengewölbes eine ganz neue und sehr kostspielige Dachkonstruktion nötig gemacht hätte. An der nördlichen Längswand des Kirchenschiffes wurden die Emporen entfernt, da sie die schlanken Pfeiler unschön unterbrachen und der Kirche viel Licht wegnahmen. Jetzt kommen die Pfeiler wieder in ihrer schlanken Schönheit zur Geltung, der ganze Kirchenraum aber hat eine helle, lichte Weite erhalten, die auf den Besucher einen tiefen Eindruck macht. Dieser Eindruck wird noch erhöht durch die große Einfachheit und Ruhe, die sich in allen Formen ausspricht. Besondere Schwierigkeit machte die Frage des Anstrichs des Tonnengewölbes, der Wände und des Gestühls. Wieviel ist da erst geprobt worden, ehe eine Entscheidung getroffen werden konnte. Aber die Zusammenstimmung der blau-grauen Decke mit dem Gelb-weiß der Wände, der Naturfarbe der Sandsteinpfeiler und dem dunkelgehaltenen Gestühl ist wundervoll gelungen.

Ein besonderes Schmuckstück ist die neue Orgel, die von der Firma E. S. Walker & Co. Ludwigsburg erbaut ist. Sie hat an der Schmalseite des Kirchenschiffs auf einer Empore Aufstellung gefunden. Eine kleine Echoorgel, die aus der großen Sündwand der Kanzel gegenüber herausragt, bietet nicht nur eine gute Hilfe für kleinere Feierstunden, die im hohen Chor abgehalten werden können, sondern sie bedeutet auch an der großen, sonst kahlen Wand für das Auge eine angenehme Unterbrechung der weiten Fläche. Der alte Steinaltar, der in der neugotischen Umgestaltung vor so Jahren einen fünf Meter hohen Aufsatz — ein Christusbild — erhalten hatte, ist jetzt ganz schlicht mit einem Kreuz und vier Leuchtern versehen. Dahinter erheben sich die großen, bunten Fenster, die einer gründlichen Erneuerung unterzogen worden und von allem Schmutz und Staub der Jahrhunderte befreit und in einigen Teilen sachgemäß ergänzt sind. Daneben hat es auch eine Fülle kleinerer Erneuerungsarbeiten gegeben, deren Aufzählung zu weit führen würde, die aber als handwerkliche Kunst mit viel Liebe und Sorgfalt durchgeführt wurden.

Eins freilich fehlte in der Kirche: Eine sichtbare Erinnerung an die Reformationszeit. Das Lutherstandbild, das sich an der Stelle, wo jetzt die Kanzel sich befindet, auf einem Sockel dem Blick der Besucher darbot, konnte nicht mehr aufgestellt werden. Es war nur eine armselige Gipsfigur gewesen. Man hat sich zunächst damit geholfen, oben an den Enden der Pfeiler Wappenschilder mit den Familienwappen der für Erfurt wichtigen Reformatoren anzubringen. Da findet man das Wappen Luthers, Melancthons, Ulrichs von Hutten u. a. Es ist dies nur eine vorläufige Lösung, die nicht ganz befriedigt und keinen Anspruch auf Dauer erhebt. Alles in allem aber ist der Eindruck, den die erneuerte Kirche auf den Besucher macht, überwältigend. Unwillkürlich werden die Gedanken emporgetragen in eine lichte, hohe und reine Welt.

Neben der Kirche wurden auch andere Alosterräume bereits erneuert: Die beiden Seitenkapellen, die als Sakristeien benutzt wurden, der Kapitelsaal, der zu einem Andachtsraum mit kleineren Teilnehmerzahlen ausgestaltet worden ist, der Kreuzgang, dem man die Glasfenster genommen hat, die gar nicht ursprünglich waren, und das Refektorium. Dieses Seitengebäude enthält im Erdgeschoß einen großen Bibliotheksraum, in dem die Bücherei des evangelischen Ministeriums untergebracht ist, und im Obergeschoß einen lichten Festsaal in sehr schönen spätgotischen Formen.

Aber viel ist noch zu tun und große Pläne harren noch der Erfüllung. Die alte Lutherzelle, an deren Echtheit zu zweifeln wir keinen Grund haben, liegt in einem dunklen, etwas verbauten Gang des Waisenhauses. Sie soll nicht nur erneuert, sondern auch in die richtige Umgebung gebracht werden, indem das alte Dormitorium der Mönche wiederhergestellt wird. Auch sonst soll die ganze Klosteranlage äußerlich und, soweit das nötig ist, auch nach innen so umgestaltet werden, daß die alte Klosteransicht, wie Luthers Auge sie gesehen hat, wieder in die Erscheinung tritt. Man rechnet mit einer Bauzeit von 2—3 Jahren. Im Jahre 1942 feiert die Stadt Erfurt ihr 1200 jähriges Jubiläum. Bis dahin hofft man am Ziel zu sein. Dann wird das Augustinerkloster in Erfurt die Lutherstätte sein, die wie keine andere den Besucher nachdrücklich an den Mann erinnert, dem Deutschland und die ganze protestantische Welt das Beste und Herrlichste verdankt: Die frohe Botschaft von der ewigen Gnade und Treue Gottes, die uns in unserm Herrn und Heiland Jesus Christus erschienen ist.

Bücherschau

D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Briefwechsel. Hermann Böhlau Nachf., Weimar.

5. Band (1529—1530) 1934. XII + 710. Brosch. RM. 43.50.
6. Band (1531—1533) 1935. XIV + 576. Brosch. RM. 36.—.
7. Band (1534—1536) 1936. XVI + 628. Brosch. RM. 39.50.
8. Band (1537—1539) 1938. XVI + 696. Brosch. RM. 42.70.

Jahr um Jahr erscheint ein umfangreicher Band der Briefe Luthers, eine höchst anerkanntswürdige Leistung des Bearbeiters wie auch des Verlages. Die Bände 5—8 verdienen in Textform, Einordnung, Nachweis und Erklärung das gleiche Lob, das wir dem Herausgeber bei Besprechung der ersten vier Bände (Luther 1934, S. 35 ff.) dankbar aussprachen. Die Bände sind jetzt durchweg so geordnet, daß sie stets mit einem Jahresende abschließen. Das ist der leichteren Übersichtlichkeit halber sehr zu begrüßen. Der 8. Band bringt auf 19 Seiten Berichtigungen und Ergänzungen zu den ersten vier Bänden vom Herausgeber, außerdem ein von D. Buchwald zusammengestelltes Verzeichnis nachweisbar fehlender Briefe zu Band 1—4. Es sind für diese Zeit mehr als 500, in der überwiegenden Mehrzahl Briefe an Luther. Der nachdenklichen Bemerkung des Herausgebers wird man Recht geben: „Das Verzeichnis stimmt sehr zur Bescheidenheit. Wenn auch unter den verlorengegangenen Stücken nur verhältnismäßig wenige inhaltlich bedeutendere gewesen sein sollten, so gibt es doch zu denken, daß seit Jahrhunderten die Dar-

stellungen von Luthers Leben und Wirken und von seiner Umwelt und die Charakteristiken des Reformators auf — wenigstens was den Briefwechsel betrifft — mehrfach recht lückenhaftem Quellenmaterial beruhen.“ Um so stärker sollte die uns nun vorliegende Sammlung mit ihrem immer noch überaus reichen Material der Briefe an Freunde, Pfarrer, Gemeinden, Kirchen, Fürsten für die Darstellung der Einzeltüge des menschlichen Lebens und christlichen Handelns, der reformatorischen und bischöflichen Haltung, der brüderlichen und seelsorgerlichen Treue des Reformators ausgewertet werden. Als ein Beispiel diene unser Aufsatz in diesem Heft S. 2 „Als die Sterbenden und siehe, wir leben.“ Knolle.

Schöffler, Herbert: Die Reformation. Einführung in eine Geistesgeschichte der deutschen Neuzeit. 106 S. mit zwei Karten. Verlag von Heinrich Pöppinghaus o. H.-G., Bochum-Langendreer. 1936. RM. 2,50.

Der Kölner Professor, „fern vom Handwerkszeug der Männer vom Fach“, sucht die Reformation im Zusammenhang der deutschen Geistesgeschichte unter einer neuen Perspektive zu begreifen. Er sieht drei Zonen deutschen Geschehens: 1. den Raum östlich der Elbe und Saale, das Land ohne Mittelalter, ohne Rom; 2. die Mittelzone deutschen Lebens, die bis zum ersten Halbjahrtausend zurückdenkt, von Franken bis zur Nordsee, zwar im Banne mittelmeerischen Einflusses, aber doch noch selbständig in Burgen, Städten und Kirchen, „ohne römische Quadern und Ziegel“; 3. in der dritten Zone hinter dem alten Limes geht die Erinnerung um vier bis sieben Jahrhunderte weiter zurück, hier liegen die Städte römischer Gründung. Wittenberg ist Gründung im traditionsarmen kolonialen Vorgelände, Landstädtchen ohne Patriziat, Hochschule ohne Tradition, jugendlichste Fakultät. In Augsburg unterzeichnen die Territorien, die universitätslos sind, der wissenschaftlichen Tradition entbehren. Die eine reformatorische Wittenberger Universität steht gegen alle anderen. Diese Traditionslosigkeit ist ihre Stärke. Sie ist geschlossen. Die alte Kirche gründete Universitäten; aus Wort des Herrn und Tradition. Eine Universität gründete die neue Kirche; aus dem Wort des Herrn allein. Die Wissenschaftstradition ältester und neuer Spielart fühlte sich in die Schranken gerufen gegen das fundamentale Neuwollen der Wittenberger. — Diese Traditionslosigkeit Wittenbergs will der Verf. nicht negativ gegen die lutherische Reformation ausgemünzt wissen. „Was im Gang der Wissenschaftsentwicklung als Traditionskritik aufgetaucht ist, hat noch immer Zukunftswerte in sich gehabt.“ Kein neuer Horizont auf den Hochschulen des 15. Jahrhunderts — in Wittenberg unerhörtes Arbeits- und Forschungstempo. Vor diesem Ansturm brachen die andern wie morsches Gebälk zusammen. Verf. unterscheidet Traditionslosigkeit im Sinne des Imperium Romanum, der frommen, skrupulösen Übung, der mittelalterlichen Wissenschaft von der Traditionslosigkeit im Sinne der Quellen erster Hand. In dem letzten Sinne war Wittenberg nicht traditionslos. Der Wittenberger Ansatz, über das in tausend Jahren Gewachsene zu den Anfängen zurückzublicken und dennoch ein neues Leben zu gestalten, war fast der letzte von allen. Was immer vorher versucht worden, war an der Wucht geltender Tradition zerbrochen. Die Armut des Bodens der Tradition, die in Wittenberg am stärksten war, war Bedingung des Erfolges. Lastende Wucht der Tradition kann nur durch bewusste Nichttradition überwunden werden.

In einem Ausblick ordnet der Verf. seine originellen Beobachtungen zur Reformationsgeschichte in die Geschichte des deutschen Geisteslebens ein. Die Reformation ist ihm die für das gesamte Abendland erste wichtige Geistesstat der Deutschen. Ihre Voraussetzung ist die Sprengung der karolingischen Reichsgrenzen durch die Quedlinburger Ludolfinger und ihre Schaffung neuer, von der Mittelmeertradition nicht abhängiger deutscher Länder. „So zeigt sich alles deutsche Geistesleben seit zwei Jahrtausenden als eine auf immer anderem Gebiete erneute Auseinandersetzung zwischen Erbgut und Rom . . . Zwischen zwei Polen liegt unser Leben beschloffen, schmerzhafter ist es gewesen als das Dasein der Nationen, die, auf e i n e n Glauben getauft, einheitlichen Bodens sicher waren, und reicher und tätiger ist es gewesen als die Möglichkeiten der Völker, die nur vom Mittelmeerischen leben.“ „Bei den Sachsen, bei Luther, bei Herder und Sichte sucht die deutsche Gegenwart die Kräfte, die Ahnen gewähren.“ Knolle.

Lerche, Otto: Nicolaus von Amsdorff, Ausgewählte Schriften XXII + 144 S. Gütersloh 1938. Kart. RM. 5.—

Die Herausgabe von acht Schriften eines führenden lutherischen Theologen der Reformationszeit ist sehr zu begrüßen. Die Arbeit, die die Luther-Gesellschaft zur Erhaltung des Lebens und Wirkens Luthers leistet, soll nicht nur dieser einen Gestalt dienen, sondern zugleich der Grundlegung der Reformation. So gewiß Luther dabei in weitem Abstand führend ist, hat er doch selbst die Arbeit seiner Freunde und Helfer in Ehren gehalten. Allzulange hat seine Kirche diese Mitarbeiter im Schatten der Größe Luthers verborgen sein lassen. Wie wenige der Arbeiten Bugenbagens sind veröffentlicht! Unter den hier veröffentlichten acht Schriften Amsdorffs werden drei erstmalig aus der Handschrift gedruckt! Dabei erhellt gerade auch aus dem Wirken der Mitreformatoren, wie Luther sie alle in einzigartiger Weise bestimmt hat. In den letzten Jahren hat sich dem Magdeburger Superintendenten und Naumburger Bischof die Forschung wieder besonders zugewandt. 1935 schrieb Otto Henning Nebe über „Keine Lehre“ zur Theologie des Niklas von Amsdorffs, 1937 beschrieb Hans Stille sein Leben bis zur Einweisung als Bischof von Naumburg, in demselben Jahre gab Otto Lerche, der Herausgeber dieser Schrift, eine kirchengeschichtliche Studie über „Amsdorff und Melanchthon“ heraus. Der vorliegenden Sammlung schickt er eine Einleitung voraus, die Amsdorffs Leben, Werke und Bedeutung in kräftigen Zügen umreißt. Seine eigentliche Bedeutung sieht er nicht so sehr in seinem reformationsgeschichtlichen kämpferischen Einsatz als in seiner Theologie. Als echte Theologie habe sie notwendig Gegenwendung sein müssen. „Amsdorffs theologische Tat ist die Rettung der reinen Lehre von der evangelischen Heilsbotschaft in der Gnade Gottes vor Abfall und Irreligion der Schwärmer, vor Urbanisierung, Humanisierung und Verharmlosung durch Melanchthon und die Welt der Bildung.“ Die acht Schriften zeigen Amsdorffs Front gegen die Magdeburger Domherren (1528), gegen das Interim (1548), gegen Konzilspläne aus der Zeit vor dem Fall von Magdeburg (1550) wie nach den Thüringischen Visitationen (1555), gegen Schwendfeld, Osiander, Zwinglianer, Adiaphoristen, Menius und Major sowie Pfeffinger (1558), gegen Flacius (1558), gegen den Synergismus und Melanchthon (1512). So kommt Amsdorffs Theologie „in ihren wichtigsten und heute nicht unerheblichen Entscheidungen“ ausreichend zu Worte. Knolle.

Jensen, Hans und Schwarz, Walter: *Schlesische Kirchengeschichte und Schulordnungen von der Reformation bis ins 18. Jahrhundert.* Band 1 der Quellen zur Schlesiſchen Kirchengeschichte. Verlag für Sippenforschung und Wappenkunde, Görlitz 1938. XII + 581 S. Kart. RM. 9.—, geb. RM. 11.—.

Eine sehr verdienstliche und aufschlußreiche Zusammenstellung von über 60 Kirchen- und Schulordnungen Schlesiens, die zum Teil noch nicht veröffentlicht, zum Teil schwer zugänglich waren. Zwischen die Einzelheiten, die je länger je mehr im kirchlichen Leben geordnet werden, schiebt sich doch immer wieder — alles andere überragend — die Gestalt D. Martin Luthers als des bestimmenden Kirchenlehrers, freilich nicht ohne Konkurrenz mit Phil. Melancthon. Reiches Material ist hier beisammen für die Geschichte der Lehre und des Bekenntnisses, des Rechtes, der Ordnung und der Verfassung der Kirche, des Verhältnisses von Staat und Kirche, nationaler und kirchlicher Fragen, der Einheit der lutherischen Kirche und der Besonderheit des Grenzlandes, des Pfarramtes, des Gottesdienstes, der Liturgie, des Kirchenjahres, der Seelsorge, der Schule, der Standesgliederung usw. Das Buch verlockt geradezu zur zusammenfassenden, wertenden Ausbeute auf allen diesen Gebieten. Es weckt den Wunsch, solche Zusammenstellungen auch für andere Landschaften und Landeskirchen zu bekommen.

Sie sind nötig, um gewisse Dogmen kirchengeschichtlicher und liturgiegeschichtlicher Schemen zu korrigieren. Mit Recht betont die Einleitung, daß für die Gegenwartsfragen nach dem Verhältnis von Bekenntnis und Gestaltung die Kenntnis der früheren Lösungen nicht ohne Belang ist. Das gilt um so mehr, als die veröffentlichten Kirchenordnungen, wie auch die Einleitung feststellt, nicht Erzeugnisse eines Einzelnen, sondern Ausdruck einer Gesamthaltung sind. Sehr erfreulich ist, daß die Veröffentlichung dieser wichtigen kirchengeschichtlichen Dokumente von der Kirchenleitung, insbesondere von Konsistorialpräsidenten D. Hofmann tatkräftig gefördert ist.
Knolle.

Heiler, Friedrich: *Urkirche und Ostkirche.* XX + 607 S. München 1937. Geb. RM. 15.—. br. RM. 11.—.

Dieses Buch trägt alle Vorzüge von Heilers Erfassung, Durchleuchtung und Darstellung komplexer kirchlicher Gehalte und Weiträumigkeiten, es ist aber auch belastet mit der die Gestaltung dogmatisierenden Katholizität des Verfassers. Es ist der 1. Band einer völligen Neubearbeitung seines 1922 erschienenen Werkes über den „Katholizismus, seine Idee und seine Erscheinung“. Die lebendige Berührung mit der orthodoxen Kirche des Ostens und mit der anglikanischen Kirche, die ökumenische und hochkirchliche Arbeit, sowie seine „an inneren und äußeren Schwierigkeiten überreiche Wirksamkeit im deutschen Protestantismus“ haben den Verf. genötigt, den alten Bau ganz abzutragen. Beibehalten hat Verf. die Idee der „evangelischen Katholizität“. Sie ist und bleibt das eigentlich gestaltende und konstruktive Prinzip seiner Darstellung. Es erfährt daher auch einleitend und grundlegend eine interessante Durchführung in der geschichtlichen Untersuchung über den Namen katholisch, dessen altkirchlichen, reformatorischen und neuprotestantischen Sprachgebrauch. Hier findet auch das stärkste Eingehen auf Luther statt, der sonst nur gelegentlich

herangezogen wird. Luther und die lutherischen Väter haben bekanntlich an der „Katholizität“ der Kirche keinen Anstoß genommen. Luthers Kampf gegen Rom ging vielmehr gerade darum, die Katholizität Rom streitig zu machen und für die Evangelischen in Anspruch zu nehmen. Es ist gewiß richtig, daß der heutige Sprachgebrauch von katholisch gleich römisch-katholisch auf einen Bedeutungswandel in der Aufklärungszeit zurückgeht. Freilich so völlig antithetisch zu früherem Sprachgebrauch, wie es Zeiler darstellt, ist dieser Wandel nicht. Denn Luther hat bei der Eindeutschung *ecclesia catholica* immer mit „christliche Kirche“ übersetzt. So etwa in „Drei Symbole oder Bekenntnis des Glaubens Christi“ 1538. Er gibt dazu die Randbemerkung: „Catholica kann man nicht wohl besser deutschen denn christlich, wie bisher geschehen. Das ist: Wo Christen sind in aller Welt, dawider tobet der Paps und will seinen Hof allein die christliche Kirche heißen haben, leugt aber wie der Teufel, sein Abgott“ (WA. L 283). So auch in „Von Konziliis und Kirchen“ 1539: „Die Christen sind ein sonder berufen Volk und heißen nicht schlecht *Ekklesia*, Kirchen oder Volk, sondern *sancta Catholica Christiana*, das ist ein heilig christlich Volk, das da glaubt an Christum, darum es ein christlich Volk heißt, und hat den Heiligen Geist ..., davon sie heißen ein heilig Volk. Und ist nu heilige christliche Kirche so viel als Ein Volk, das Christen und heilig ist, oder wie man auch zu reden pflegt, die heilige Christenheit, item die ganze Christenheit, im alten Testament heißt es Gottes Volk“ (WA. L 624 f.). Es ist deutlich, wie Luther bemüht ist, sowohl das Wort „Kirche“ wie „katholisch“ wegen ihrer Vorbelastung durch die römische Kirche im Deutschen zu ersetzen. Ein Fehler unterläuft Zeiler in seinem Bemühen, Luther zum Zeugen unbefangenen Sprachgebrauchs von „katholisch“ zu machen, wenn er behauptet, daß selbst in der Kampfschrift der Schmalkaldischen Artikel im Artikel von der Kirche mit großer Selbstverständlichkeit die Kirche als „katholisch“ bezeichnet werde. Nun heißt es aber gerade in den Schmalk. Art.: „Also beten die Kinder: Ich gläube eine heilige christliche Kirche“ (WA. L 250). Zeiler hält sich offenbar an den lateinischen Text des Konkordienbuches, der aber sogar auch die deutsche Deutung berücksichtigt: *Credo sanctam ecclesiam catholicam sive christianam.*“ (Müller, Symbolische Bücher 9. A. 1900, S. 324). Auch Melancthon zitiert Zeiler irreführend, wenn er von ihm behaupten will, daß er das Wort „katholisch“ stets im Munde geführt habe. Es handelt sich immer nur um die lateinischen Zitate, während die deutsche Fassung immer statt dessen „christlich“ schreibt, so in der Conf. Aug. (Die Bekenntnisschriften der ev.-luth. Kirche, Göttingen 1930, S. 83 f.), ebenso in der Apologie Art. XIV (a. a. O. S. 297) und in Art. VII (a. a. O. S. 236). Wenn im Zusammenhang der letzteren auch das Wort „katholisch“ gebraucht wird, dann doch nicht ohne die erklärende Verdeutschung: „Der Artikel von der katholik oder gemein Kirchen“. Man muß also bei den Reformatoren mit dem Altluthertum den lat. Sprachgebrauch von „*catholica*“ scheiden vom deutschen Sprachgebrauch „christlich“!

Im übrigen setzt sich Zeiler mit der genuin-lutherischen Geltung weit weniger auseinander als mit der neuprotestantischen, wie er denn A. v. Harnack viel häufiger als Luther zitiert. Wenn Zeiler für die Beurteilung der östlichen Christenheit den Grundsatz aufstellt (S. 558), daß sie nicht nach ihren Entartungserscheinungen, sondern nur nach ihren besten und edelsten Äußerungen beurteilt werden dürfe, dann müßte er, der doch um die Diskrepanz des liberalen Protestantismus gegenüber dem Luthertum weiß, nicht gerade jenen bevorzugen. Das hängt aber damit zusammen, daß Zeiler in den Methoden vergleichender Religionsgeschichte wie der Bibelkritik durchaus ein

Schüler des liberalen Protestantismus ist. Bei ihm wird die vergleichende Religionsgeschichte zur ausgleichenden Kirchengeschichte vermittels einer Katholizität, die den echt katholischen Geist in der Vereinigung der Gegensätze zu einer höheren Einheit betätigt und darum kein schroffes aut-aut, sondern nur ein liebevolles et-et kennt (S. 109). So kann ihm die spätjüdische Gemeinde, d. h. die Synagoge mit Gesetz, Tradition, Tempelkult, Priesterschaft, Kasuistik, monastischer Askese zur Vorwegnahme der künftigen katholischen Kirche, zu deren (offenbar rechtmäßigem Modell) dienen; so find ihm die Mysterienreligionen, ja der Kult aller Völker und Zeiten keimhaft christliche Kirche. Kein ausschließender Gegensatz mehr zwischen jüdischer Synagoge und christlicher Kirche, zwischen heidnischem Kult und christlichem Gottesdienst — Katholizität in Heilers Sinn ist der Ausschluß des Entweder-oder, die Vereinigung des et-et. Ein verhängnisvoller Ansatz für die Kirche, der natürlich jedes Verständnis Luthers und seines erbitterten Kampfes gegen die Synagoge des Satans ausschließt, der aber auch die Ausschließlichkeit der biblischen Offenbarung gegenüber allen Religionen, das Anderssein der Heilsgeschichte Gottes gegenüber aller Religionsgeschichte letztlich verneint. Das kommt deutlich in der Bewertung des Neuen Testaments zum Ausdruck. S. eignet sich das Urteil von Harnack an von der darin enthaltenen „eminent synkretistischen und deshalb von Anfang an katholischen Religion“. Orientierung an Paulus allein ist häretisch. „Wo Christus geglaubt und verherrlicht wird, da ist nicht ein starres Einerlei, sondern da ist eine Vielgestaltigkeit von Glaubens-, Lebens- und Ausdrucksformen.“ Man spürt die Spitze gegen das paulinisch-lutherische „Allein durch Glauben“.

Das Buch bringt bei dieser Grundhaltung eine Fülle reichen Materials, insbesondere für die Ostkirchen. Nicht nur die orthodoxe Großkirche in ihren verschiedenen autokephalen Erscheinungen, auch die getrennten Nationalkirchen werden nach Geschichte, Verfassung, Glaubenslehre, Sakramentenlehre und -spendung, Liturgie ausführlich dargestellt. Besonders dankenswert ist die Behandlung der Sakramentslehre und Liturgie der Großkirche, die fast ein Viertel des ganzen Werkes umfaßt.

Zustimmen möchte ich dem Verf., wenn er sich gegen die Behauptung wendet, daß die orthodoxe Kirche des Ostens dem Protestantismus enger verwandt sei als der römischen Kirche. Heiler sieht die nähere Verbindung mit dieser und die völlige Unterscheidung vom „landläufigen“ Protestantismus im Kultmysterium, vor allem der Eucharistie. Wenn neuerdings Versuche gemacht werden, diese Unterscheidung zu beseitigen und das Verständnis der Ostkirche in Theologie und Kirche des Protestantismus einzuführen, so kann man von der lutherischen Reformation her dagegen nur höchst mißtrauisch sein. Wir fürchten, daß die Ausschließlichkeit des durch Luther erneuerten Verständnisses der Offenbarung Gottes in Wort und Sakrament dadurch beseitigt wird und an seine Stelle ein sakramentales Handeln tritt, das seine Wurzel in der Mysterienreligion hat. Knohle.

Weber, Otto: Gottesdienst und evangelische Verkündigung. Eine Auseinandersetzung mit den liturgischen Reformbestrebungen der Gegenwart. 129 S. Neukirchen 1955. RM. 2.40.

Diese klare, weil grundsätzlich ausgerichtete Schrift stellt eine vom reformierten Bekenntnis bestimmte Parallele zu Otto Diez' 1952 erschienener Veröffentlichung über „Die liturgische Be-

wegung in der Gegenwart im Lichte der Theologie Luthers“ dar. Der Maßstab reformatorischer Theologie ist so straff angewendet, daß die seit 1933 erschienenen neuen Reformversuche unschwer einzuordnen sind. Die Kritik trifft die ältere liturgische Bewegung als im Grunde unkirchlichen kulturprotestantischen Modernismus. Der preußische Agendenentwurf, der von jener stark beeinflusst wird, wird dadurch mitbetroffen. Die liturgischen Versuche unter dem Einfluß der Theologie des „Luminosen“ von Rudolf Otto fallen unter das Verdikt des Theurgie. Die Auseinandersetzung mit den Hochkirchlern und ihrem in der Liturgie zum Ausdruck kommenden Kirchenbegriff führt den Verfasser zu treffenden Ausführungen über das reformatorische, insbesondere auch lutherische Verständnis der „Katholizität“ der Kirche. Eine Union, welche die Substanz der kirchlichen Lehre preisgibt, lehnt er von daher ab. Den Weg zu evangelischer Katholizität sieht der Verfasser im Gegensatz zu den Hochkirchlern nicht darin, daß unzählige unevangelische Dinge in Gottesdienst, Kirchenverfassung und Lehre eingeführt werden, sondern im Entnehmen dessen, was die Augsburgische Konfession über das Wesen der wahren Kirche sagt. Den Verneuern weist die Schrift nach, daß ihr Symbolbegriff ein christliches Reden vom Wort und Sakrament unmöglich mache. In Übereinstimmung mit Althaus, Flemming, Allwohn und Sendt stellt Weber die Frage nach der Bedeutung der Predigt als das zentrale Problem bei der Neugestaltung des evangelischen Gottesdienstes heraus. Er verlangt für sie den Charakter der Schriftauslegung, die freilich nicht zeitlos sein soll, weil sie auf dem zeitgebundenen Hören beruhe. Was in diesem Zusammenhang W. gegenüber dem angeblich kalvinistischen Götz der „Selbsttätigkeit“ und „Aktivität“ der Gemeinde sagt, ist besonders treffend: Das Hören der Predigt ist angespannteste Aktivität. Wenn freilich W. die Antwort der Gemeinde aus dem Gottesdienste und daher auch die lutherischen Responsorien ausschließt und als die Grundfrage ansehen will, ob der Gottesdienst Verkündigung oder Akt der Vereinigung mit der Gottheit sei, so scheint mir das eine Verengung des reformatorischen Verständnisses vom Wort zu sein. Luthers Behauptung, daß auf eine gute Predigt ein gut Vaterunser folgen müsse, entspricht sicher dem biblischen Verständnis vom Vollzuge des Wortes Gottes, dem die Verheißung gilt, daß es nicht leer zurückkommen soll. So gewiß die Antwort der Gemeinde niemals vom Worte Gottes gelöst werden kann und allein durch die Anrede Gottes hervorgerufen wird, so gewiß steht die Versammlung der Gemeinde Jesu auch unter der Verheißung, daß dieser in ihr die Antwort der Bitte und des Lobes geschenkt wird. Das bedeutet dann aber zugleich, daß in diesem Wort Gemeinschaft mit Gott geschenkt wird: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“ Das führt dann weiter zum Verständnis des Sakramentes. W. weiß durchaus von der Zugehörigkeit des Heiligen Abendmahles zum Wortgottesdienst, er weist darauf hin, daß gerade Kalvin es gewesen sei, der sonntägliche Abendmahlsfeiern gefordert habe. Aber in der Beschränkung der Sakramente auf die Bezeugung der „Leiblichkeit“ und der Gemeindlichkeit der Predigt liegt eine Verkürzung des Sakramentsbegriffes, die wir nach lutherischem Verständnis nicht mitmachen können. W. formuliert gelegentlich so, indem er richtig die Lehre vom Gottesdienst aus der Lehre von der Rechtfertigung ableitet, daß Predigt und Gemeinde für ihn konstitutiv seien und um dieser beider Elemente willen die Sakramente dazu gehörten. Wir halten dafür, daß die Formulierungen der Augustana zutreffender sind, die Wort und Sakrament konstitutiv für die Gemeinde sein lassen. Webers reformiertes Verständnis kommt auch darin

zum Ausdruck, daß er die Sakramente unter die Erwählung Gottes stellt, während er von der Einsetzung durch das Wort des Herrn schweigt. Da aber scheint uns der lutherische Ausgangspunkt für den „göttlich gestifteten Ritus“ zu liegen, der Wort und Sakrament für die Sammlung der Gemeinde im Gottesdienst unlöslich zusammenbindet. Aber freilich — in der Überordnung des rechtfertigenden Wortes über das Sakrament und der damit gegebenen Ablehnung der von ihm kritisierten liturgischen Bewegungen der Gegenwart befinden wir uns mit dem Verfasser auf dem gleichen Grund. Sie wird für die Besinnung auf die lehrhafte Grundlage evangelischen Gottesdienstes bleibende Bedeutung behalten, auch und erst recht gegenüber neuesten liturgischen Reformversuchen und Gottesfeiern. Knolle.

Kempff, Georg: Der Kirchengesang im Lutherischen Gottesdienst und seine Erneuerung. M. Heinsius Nachf., Leipzig. 1937. 142 S. XN. 5.—.

Kempffs schönes und reiches Buch behandelt den Kirchengesang in strenger Bindung an das lutherische Bekenntnis und die lutherische Kirche. Er weiß, daß die Erneuerung der Kirchenmusik von der Erneuerung des Gottesdienstes abhängt und daß diese wieder durch die Erneuerung der lutherischen Kirche Deutschlands bedingt ist. Erneuerung bedeutet ihm nicht „zeitgemäße Modernisierung“ mit ihren Experimenten und Fragwürdigkeiten, sondern Rückgang auf Luther und die Väter und Sänger des lutherischen Gottesdienstes. So will der Verfasser „im Gegensatz zum heute üblichen Gottesdienst mit seiner verfahrenen Kirchenmusik diejenigen Gattungen des lutherischen Kirchengesanges klarlegen, welche von jeher, besonders aber in der Blütezeit der lutherischen Kirche und ihrer Musik in Brauch gewesen sind“. Aus diesem herrlichen und unvergleichlich reichen Schatz lutherischer Kirchenmusik, der in dieser Form der „Eindeutigung“ des Evangeliums in das singende Herz in der Weltgeschichte einzigartig ist, hebt Kempff Formen und Arten dieses Erbes wieder in das Licht der Gegenwart. Mit Recht! Eine Kirche so begnadeten Erbes der Einheit zwischen Gotteswort und deutschem Ton versündigt sich, wenn sie in verräterischer Vergessenheit diese Schätze weiter vergraben sein läßt im Schutte der Aufklärung, der sie einst erstickte. Weder die Rückgriffe auf Rom oder den Osten noch der Seitensprung ins anglikanische Lager noch der aufklärerische Modernismus einer „arteigenen Gottesfeier“ sind uns aufzugeben, sondern die Erneuerung des der lutherischen Kirche Deutschlands nun einmal geschenkten Gutes. Daß Kempff sich dafür mit dem glühenden Zeugnis des Bekenntners und dem Überschwang des leidenschaftlichen Künstlers einsetzt, gibt dem Buche seine mitreißende Wärme und seine überströmende Fülle. Auf Einzelheiten, die in vielen Beobachtungen und Ratschlägen den praktischen Liturgen und den Lehrer der Kirchenmusiker und Theologen verraten, kann hier nicht eingegangen werden. Es sei nur hervorgehoben, daß Kempff grundsätzlich immer wieder von Luthers liturgischer Erneuerung ausgeht. Sein Buch ist gleichzeitig eine Einführung in diese, so in den Altargesang der Deutschen Messe, in den Brauch des Psalters nach seiner Weisung und in die Gattungen des Gemeindegesanges nach seinem Vorbild: die biblisch-psalmodischen Lieder (alttestamentliche und neutestamentliche Kantika!), die konzertischen Gemeindegesänge wie das Deutsche Sanctus (das ich abweichend von Kempff auf die Abendmahlsfeier beschränkt sehen möchte!), die de tempore-Gemeindelieder, die Katechismuslieder, die Begräbnisgesänge. Kempff

schließt mit dem Aufruf an die Kirchenmusik den einen Weg der Erneuerung zu gehen: Höre Gottes Wort! Und sage es weiter: Nur Gottes Wort! Glaub an Christi Gegenwart und feiert sein Sakrament! In dieser Doppelpoligkeit von Wort und Sakrament als der Grundlage lutherischen Gottesdienstes trifft Kempff Luthers reformatorische Haltung und entfaltet aus ihr den Cantus firmus, der die reiche Harmonik seiner Darstellung bestimmt. Knolle.

Deter, Ernst: Deutscher Gottesdienst. 120 S. Berlin 1938. RM. 2.25.

Vf. will die Neuordnung des Gottesdienstes, der zum Schauplatz des Glaubensringens der Gegenwart geworden ist, aus grundsätzlicher Besinnung erfolgen lassen, aber nicht doktrinar, sondern so, daß er aus den Erfahrungen der lebendigen Gemeinde von heute die ihrem Glaubensstand entsprechende Form sucht. Er meint von daher in seinen praktisch erprobten Vorschlägen die Einheitsform deutschen Gottesdienstes gefunden zu haben, die der heutigen staatlichen Einheit deutschen Landes und Volkes entspricht. Offenkundig möchte er damit einer gottesdienstlichen Revolution entgegenarbeiten, die um einer deutschen Gestalt von Gottesfeiern willen den biblischen Gehalt christlichen und bekennnismäßigen Gottesdienstes ausscheidet. Es ist aber die Frage, ob der von ihm vorgeschlagene Weg zu dem von ihm gewünschten Ziele führt oder ob nicht doch das liturgische Erbe lutherischen Gottesdienstes in deutschen Landen gerade für die Erzielung der Einheit stärkere Verheißung hat.

Wir sind mit dem Verfasser darin einig, daß er die Begründung evangelischen Gottesdienstes bei Luther sucht. Wir lehnen mit ihm den Gottesdienst als Tat des Menschen ab dort, wo sein Wesen als „Opfer“ oder als „Feier“ gekennzeichnet wird. Wir sehen mit ihm nach Luther darin die Tat Gottes, sein Werk und Wunder. Wir finden mit ihm die klassische Formulierung evangelischen Gottesdienstes in Luthers Predigt bei der Einweihung der Schloßkirche in Torgau 1544. Aber wir können nicht dem zustimmen, daß die theologische Auswertung dieses vielbenutzten Zitates es um seine gottesdienstliche Wirkung gebracht habe. Wir meinen vielmehr, daß das Zitat theologisch ganz ernst genommen werden muß, wenn es gottesdienstlich wirkungskräftig sein soll. Vf. will den Satz „so einfach nehmen, wie es Luther gemeint und hingeschrieben hat“. Aber dann muß es zuerst genau so wiedergegeben werden, wie es Luther hingeschrieben hat. Vf. zitiert: „Gott redet zu uns durch sein Wort und wir antworten durch Gebet und Lobgesang.“ Im Druck der Predigt heißt es: „Wir sollen jetzt dies neue Haus einsegnen und weihen unserm Herrn Jesu Christo, welches mir nicht allein gebührt und zusteht, sondern ihr sollt auch zugleich an den Sprengel und Räuchfass greifen, auf daß das neue Haus dahin gerichtet werde, daß nichts anderes darin geschehe, denn daß unser lieber Herr selbst mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang.“¹⁾ Es geht also um die Tat Gottes, durch die sich im Gottesdienst das Wunder der lebendigen Gegenwart unseres Herrn Jesu Christi vollzieht. Zum Vollzug dieses Wunders hat Gott, wie Luther weiterhin ausführt, „die heiligen Sakrament eingesetzt, zu handeln in der Gemeinde und in einem Ort, da wir zusammenkommen, beten und Gott danken“. Luther nimmt also für den Gottesdienst als örtliche und zeitliche Einrichtung der Christenheit den Ansatz beim Sakrament als der von

¹⁾ WA. XLIX, 588.

Gott gegebenen Form der unter Brot und Wein verbürgten Gegenwart des zum Himmel erhöhten Herrn. Dieser Herr redet zu seiner Gemeinde durch sein heiliges Wort in allen Teilen des Gottesdienstes, auch im Sakrament, das durchaus wortgebunden ist. Die grundsätzliche Beschränkung des Gottesdienstes auf den Predigtgottesdienst liegt also nicht im Ansatz Luthers und auch nicht in der tatsächlichen Gestaltung der „Deutschen Messe“. Ich halte es daher nicht für richtig, aus Luther herauszulesen, daß der Gottesdienst Schriftverlesung und die Predigt das Reden Gottes mit uns seien, während das Sakrament dem Handeln Gottes mit uns zugewiesen wird. Luther begreift das Ganze des Gottesdienstes einschließlich des Sakramentes als „das Hören und Handeln des Wortes Gottes“. Auch Gebet und Lobgesang gehören dazu. Denn es ist auf das „Wiederum“ wohl zu achten: das Wort weckt die Antwort. Gewiß ist der Wechselcharakter von Anrede und Antwort für die Formgestaltung des Gottesdienstes sehr zu beachten, er ist nicht bloß „Verkündigung“. Aber er ist auch mehr als Gespräch. In der Gegenwart des lebendigen Herrn weckt sein Wort das Wunder des heiligen Geistes, in dem uns Vergebung der Sünden, aber auch Leben und Seligkeit geschenkt wird, also das neue Leben, aus dem nun die Antwort des Betens und Lobens kommt. Es ist also die Frage, ob man aus der Gestalt des evangelischen Gottesdienstes so schnell das Hl. Abendmahl endgültig entlassen darf, wie Vf. das tun will, indem er das Ergebnis einer 400 jährigen Geschichte als das Urteil der Gemeinde zum Maßstab macht. Ist diese Geschichte — übrigens doch so erst seit $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten! — nicht auch eine Geschichte des Abirens von der evangelischen Wahrheit gewesen, und steht es nicht fest, daß mit der Loslösung der Abendmahlsfeier vom Hauptgottesdienst gerade auch dessen Verfall Hand in Hand gegangen ist? Keineswegs aber darf man nun den Gesprächscharakter so pressen, daß man dem Pfarrer die Verkündigung des Wortes Gottes in der Predigt zuweist, der Gemeinde die Antwort in Gebet und Lobgesang. Das ist eine unberechtigte Zerreißung der Gemeinde, die wie Luther oft ausführt, auch in Gebet und Gesang an der Verkündigung des Wortes Gottes beteiligt ist. Sie predigt mit. Ja auch das Hören der Predigt ist Predigt! Umgekehrt ist der Pfarrer doch immer auch ein Antwortender und an der Antwort der Gemeinde mitbeteiligt. Von der Verteilung vom Wort Gottes und Antwort auf Pfarrer und Gemeinde her kommt der Verfasser dann zur Verwerfung der alten liturgischen Formen des lutherischen Gottesdienstes, die aber nun gerade dem lebendigen Wechsel von Wort und Antwort dienen und die Gemeinde in die gesungene und gebetete Gemeinschaft hineinnehmen. Das Urteil über das, was die Gemeinde gegenüber diesen liturgischen Formen empfindet, sollte sehr vorsichtig sein. Gewiß gibt es Gemeinden, die sie aus langer Entwöhnung als fremd empfinden. Ich bin auch nicht der Meinung, daß man sie einer Gemeinde aufzwingen dürfte. Aber es liegen doch auch andere Gewöhnungen in lutherischen Kirchen vor, denen dieses Gut vertraut und lieb ist. Darf man es ihnen nehmen? Es sind auch Erfahrungen da, daß diese Erbformen lutherischer Liturgie in Gemeinden der Gegenwart besonders gern wieder neu aufgenommen werden.

Deter findet die liturgischen Antiphonien, Responsorien und Psalmodien unvereinbar mit dem Verlangen nach deutschem Singen. Er weist darauf hin, daß nach Luther „Text und Noten aus rechter Muttersprache und Stimme kommen“. Er anerkennt seine musikalische Eindeutschung der Abendmahlsworte. Was von ihnen gilt, gilt aber von allen Stücken der deutschen Messe Luthers. Daß diese deutsche Umformung der Gregorianik nicht folgerichtig fortgesetzt,

sondern oft wieder rückgängig gemacht ist, daß Vf. bei seiner Ablehnung alles Altargesanges von dessen weithin entarteten oder zersungenen Formen bestimmt wird, sollte nicht die Forderung nach völliger Abschaffung begründen. Unbegründet scheint es mir, den Altargesang als romanisch und darum dem Wesen deutschen Singens nicht entsprechend abzulehnen. Luther hat ausdrücklich von den Responsorien gesagt: „Es ist um Veränderung des Textes und nicht der Noten zu tun.“ Er hat die Antiphonien de tempore „als trefflich schöne Musica“ in Kirche und Haus beibehalten. Ich verweise auch auf das Urteil eines Musikhistorikers wie Moser, der die Begegnung zwischen gregorianischer und heidnisch-deutscher Tonsprache das folgenreichste Ereignis der deutschen Musikgeschichte nennt und den Einfluß hervorhebt, der von da aus die Kunst des Kontrapunktes und die Erweiterung unseres tonalen Bewußtseins ermöglicht hat. Man kann auch darauf hinweisen, daß der evangelische Choral, besonders auch der Luthers, ohne die Elemente des gregorianischen Chorals nicht geformt ist und daß die größten Meisterwerke deutscher Kunst, wie Bachs H-moll-Messe, die Themen dem gregorianischen Choral entnimmt.

Natürlich ist dem Verfasser in der Heraushebung des evangelischen Gemeinchorals für die liturgische Gestaltung durchaus zuzustimmen. Luthers Choral ist liturgisch bedingt und will die Gemeinde zum Mitsingen der einzelnen liturgischen Stücke mündig machen. Insofern ist der evangelische Choral ganz gewiß der genuin lutherische Ausdruck des Liturgierens der Gemeinde und hat den Vorrang vor den anderen musikalischen Formen. Er wird auch immer am ehesten geeignet sein, der Gemeinde ihren Anteil am Gottesdienst zu sichern. Das wußte schon die Reformationszeit. Die Bergeborner Ordnung z. B. beteiligte die Gemeinde am Gang des Gottesdienstes Stück um Stück, vom Introitus über Kyrie, Gloria, Credo und Segen, durch entsprechende Liedstrophen. Diese Lösung ist auch heute vielfach wieder aufgenommen. Schade ist, daß Vf. die Anregungen, die er gerade hier aufs neue gibt, einschränkt durch die Ablehnung eines de tempore bedingten Austausches der liturgischen Liedstrophen. Gewiß ist Festigkeit gut, aber Stereotypie und Monotonie sind gefährlich für das Aktualwerden des Liedes. Luther meint jedenfalls, daß es ein Unding sei, ein Lied das ganze Jahr hindurch zu singen. Das würde eine schreckliche Verarmung der Liturgie bedeuten. Mannigfaltigkeit in der Einheit gehört zur Verbreitung des Wortes Gottes. Über die liturgische Einordnung wird das Urteil verschieden sein. (Das Agnus Dei z. B., das der Abendmahlsliturgie entstammt, sollte ihr vorbehalten bleiben!) Darum müßte ein für allemal und in allen deutschen Kirchen festgelegtes Lied-Rückgrat der Liturgie ein Gesetz sein, das den Gottesdienst stört, aber nicht stört.

Scheinbar räumt der Vf. dem Chor und Kunstgesang keinerlei Platz im evangelischen Gottesdienst mehr ein. Das scheint mir eine falsch verstandene Mündigkeitserklärung der Gemeinde zu sein, daß es nur noch einstimmigen Choralgesang da geben dürfe. Auch die singende Gemeinde soll hören und dazu im Wechsel ihrer Gliederung singen. Ein Chor, der freilich lebendiges Glied der Gemeinde sein muß, hat die Deutung des Gotteswortes im geprägten Musik-Erbe alter Zeugen oder im musikalischen Zeugnis der Gegenwart der übrigen Gemeinde ins Herz hineinzusingen!

Deter geht nun noch besonders auf die deutsche Sprachgestalt im Gesangbuch ein. Er weiß, daß die von ihm vorgeschlagene Umdeutschung eine heikle Frage ist, meint sie aber doch bejahen

zu müssen und zwar insbesondere für die aus der hebräischen Sprache entnommenen Worte. Es kann im Rahmen dieser Besprechung nicht das ganze Problem verhandelt werden. Selbstverständlich ist grundsätzlich die Änderung von Liedertexten möglich. Unser Gesangbuch bringt heute schon viele Lieder nicht im ursprünglichen Text. Die Frage aber ist, ob es sich tatsächlich nur um Ersatz uns fremder Formen oder um Ausschcheidung eines Teiles des biblischen Gehaltes handelt. Daß Letzteres heute erstrebt wird, ist Tatsache. Daß Deter auf anderem Standpunkt steht, beweist sein Buch an vielen bekenntnisgebundenen Stellen. Dennoch scheint mir seine Begründung, mit der er einer Ausschcheidung aller aus dem Hebräischen stammenden Worte das Wort redet, bedenklich zu sein. Er meint dem alttestamentlich gefärbten Sprachgebrauch unserer Vorfahren den Sprachgebrauch des Neuen Testaments gegenüberstellen zu können. Darf und kann man aber das Alte Testament grundsätzlich aus dem Sprachgebrauch des Gottesdienstes und des Gesangbuches ausschalten? Es ist die Frage, wie das Alte Testament Wort Gottes ist. Nun ist es freilich gar kein Zweifel, daß der Psalter — freilich in christlicher Deutung und Erfüllung — für Luther das klassische Gebet- und Gesangbuch der Christenheit ist. Wenn er — auch in seinen Liedern — Begriffe wie Zion und Israel verwendet, dann tut er es im Gegensatz zu jüdischem Anspruch, nimmt gleichsam Beschlag von diesen in Gottes Heilsgeschichte nun einmal über das jüdische Volk führenden Begriffen, um ihre Erfüllung in der Christenheit zu behaupten. Er verfährt damit wie eben das Neue Testament, das ja immer wieder die Erfüllung des Alten Bundes und seiner Weissagungen nicht nur den Juden, sondern auch den Heiden bezeugt. Ohne Zweifel behält Luther in der Schulung am Neuen Testament die alttestamentlichen Ausdrücke bei, um dadurch gerade den Übergang des heilsgeschichtlichen Offenbarungserbes von den Juden auf die Heiden zu dokumentieren. In dieser Eindristung des Alten Testaments kommt die Verwerfung des jüdischen Volkes zu allerstärkstem Eindruck. Sollen wir darauf verzichten? Können wir es, ohne das heilsgeschichtliche Handeln Gottes zu verhüllen? Die Beibehaltung solcher alttestamentlicher Heilsnamen ist eine Anerkennung der Fußspuren der Heilsgeschichte, aber nimmermehr eine Verherrlichung des jüdischen Volkes. Wer da sagt: „Das verstehen unsere Gemeinden aber nicht!“, muß folgerichtigerweise auch sagen, daß sie das Neue Testament nicht verstehen. Denn das ist von diesem Verständnis auf Schritt und Tritt durchzogen. Entziehen wir den Gemeinden die an den klassischen Liedern der Väter bezeugte biblische Deutung im Lied, so berauben wir sie geradezu eines Hilfsmittels, die Bibel christlich zu verstehen! — Diese grundsätzliche Besinnung scheint mir für die Entscheidung der Frage der Textänderung wichtiger zu sein, als der Maßstab der wenigen beizubehaltenden Hebraismen, deren Kenntnis man von der Gemeinde erwarten könne. Die Minimaltendenz führt allemal zum völligen Verschwinden der Sache selbst.

Die Maßstäblichkeit der praktischen Ergebnisse der Geschichte wendet Deter auch auf die Aivellierung der Unterscheidung zwischen lutherischem und reformiertem Gottesdienst an. „Es wird nicht mehr möglich sein, die Entwicklung der Union in Preußen zurückzudrehen . . . Niemand wird in ihr die alten Gegensätze zwischen lutherisch und reformiert wieder aufrichten wollen.“ Mit demselben Recht kann man den Erfolg der Gegenreformation als den Beweis der Überlebtheit evangelischen Glaubens anführen. Tatsächlich geht der Abbruch, den der Vf. der konfessionellen Trägerin des Gottesdienstes tut, auf Kosten der lutherischen Seite sowohl bei den liturgischen Formen wie auch bei dem Hl. Abendmahl, dessen lutherische Begründung trotz vielem Guten,

was D. zum Abendmahl zu sagen hat, wegfällt, nicht ohne daß notwendigerweise das reformierte Verständnis an die Stelle rückt.

Deters Reformvorschlag zur Herstellung eines deutschen Gottesdienstes ist aus der großen gottesdienstlichen Not der Zeit geboren. Daß er sie so stark empfunden hat, ist ihm nur zu danken. Unverkennbar ist die einheitlich durchdachte Planung der Erneuerung, ebenso wie die besonnene seelsorgerlich-gemeindliche Erfahrung, die ihm zugrunde liegt. Freuen kann man sich auch nur, daß Hand an Neugestaltung gelegt wird, ohne es dem Verfasser zu verdenken, daß er bei der Unfruchtbarkeit so mancher theologischen Erörterung die theologisch-lehrhafte Begründung des Gottesdienstes etwas obenhin abtut. Aber gerade, weil wir diesen Vorschlag in seinem brennenden Ernst und seiner folgenreichen Tragweite anerkennen, haben wir in dieser Besprechung nicht das Gemeinsame unterstrichen, dessen sich der praktische Liturge nur freuen kann, sondern die Grundlagen geprüft, die wir in dieser Form weder für den Abbruch des lutherischen gottesdienstlichen Erbes noch für den Aufbau einer neuen lutherischen Gottesdienstordnung als tragfähig erachten.

Knolle

Voranzeige

Die 17. Jahrestagung der Luthergesellschaft (L. V.) soll am 23. und 24. Oktober 1939 in Breslau stattfinden.

Der erste Präsident der Luthergesellschaft, Prof. D. Althaus-Erlangen, wird über „Luthers Ordnung der Kirche als Lehre für die Gegenwart“ sprechen. Ein Mitglied der Breslauer ev. theol. Fakultät, Prof. D. Dr. Leube, hat einen Vortrag über „Deutschlandbild und Lutherauffassung in Frankreich“ zugesagt. In einem dritten Vortrag wird Seminardirektor Kirchenrat lic. Doffe-Wolfenbüttel in eine einzelne Lutherschrift einführen. Auf dem Gemeindeabend spricht Prof. D. Dr. Beyer-Leipzig.

In der Breslauer Stadtbibliothek soll eine Ausstellung „Die deutsche Bibel in Schlesien“ veranstaltet werden, in die der Vorsitzende der schlesischen Landesgruppe der Luthergesellschaft, Oberkonsistorialrat D. Reichert-Breslau, einführen wird. Die Morgenfeiern und ein liturgischer Abendgottesdienst liegen in den Händen des zweiten Präsidenten der Gesellschaft, Hauptpastor D. Knolle-Hamburg.

Die genaue Tagungsfolge wird rechtzeitig bekanntgegeben werden. Alle Mitglieder und Freunde der Luthergesellschaft sind schon jetzt herzlich eingeladen. Anfragen, die die Tagung betreffen, sind zu richten an Herrn Lic. Pflanz, Breslau, Sternstraße 58.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3. — P.-L. 2, D.-A. 2640 Stück.
Druck: Herm. Böhlau Nachf., Weimar

Vor zwanzig Jahren

Von Theodor Knolle, Hamburg

1919 — das Jahr unsagbarer Erniedrigung und Not des deutschen Volkes war das erste Jahr der Zeitschrift der Luther-Gesellschaft. Es konnte nicht anders sein, als daß die Zeit sich auch in der Zeitschrift spiegelt. Seit der Gründung der Gesellschaft kurz vor der November-Revolution waren außen- und innenpolitische Kämpfe, seelische Depression und wirtschaftliche Hemmung dem Aufbau an sich so ungünstig wie nur möglich. Das 4. Heft, das vor der Jahrestagung 1919 erscheinen sollte, konnte infolge des Leipziger Buchhändlerstreiks nicht rechtzeitig herauskommen. Gleichwohl vervielfachte sich die Zahl der Mitglieder und Leser in diesem einem Jahre um mehr als das Doppelte. Luther erwies sich vielen für die geistige Erneuerung der Nation unentbehrlich. Prof. Lucken, der erste Vorsitzende der Gesellschaft, hatte bei ihrer Begründung die Frage, weshalb wir Luthers bedürften, mit Recht beantwortet: „weil sein fester Glaube, seine riesenhafte Kraft, sein unerschütterliches Gottvertrauen uns unentbehrlich ist, um uns von den ungeheuren Gefahren zu retten, in denen wir uns befinden!“ In der Auswahl der Luther-Worte kommt es zu eindringlichem Ausdruck: Deutschland! Ohne Furcht! Zu Trost und Trotz! Lebendiger Glaube! Seine Worte wider den Wucher wie Holls Aufsatz über „Luther und die mittelalterliche Kunstverfassung“ zeigen den wahrhaft sozialen Volksmann. Seine Warnung vor den Meister Klüglingen aus der Auslegung des 101. Psalms, die als erste Flugschrift unter dem Titel „Allerlei Regierungsweisheiten“ erscheint, stellt den politischen Besserwissern und Gleichmachern den Helden und gesunden Wundermann entgegen, der von Gott erweckt ist und bei ihm einen besonderen Stern hat, unter dessen Hand alles besser geht, der das kranke Recht des Volkes entweder ändert oder also meistert, daß im Lande alles grünt und blühet mit Friede, Frucht, Schutz, Strafe, daß es eine gesunde Regierung heißen mag. In Luther hielten wir der kranken Zeit und dem verwirrten Volk einen deutlichen Spiegel vor! Professor Arnold E. Berger zeigte in einem Vortrag über „Luther und den deutschen Staatsgedanken“, daß Luther an den alten deutschen Staatsgedanken anknüpfte, der nicht aus der „Gesellschaft“ entstanden ist, sondern aus der „Genossenschaft“ und ihrem mannigfaltigen sittlichen Bindungen durch Familie, Verwandtschaft, Füh-

erschaft usw., die eine Fülle von Treueverhältnissen bedingen. Er verteidigte in einem Aufsatz über den „deutschen Geist“ in Luthers Frömmigkeit den Reformator gegen den Vorwurf, daß er die schöpferische Freiheit und Innerlichkeit des religiösen Erlebens unter das Joch des Paulinismus gezwungen, sie durch die Verpflichtung auf geschichtlich gegebene „Heilstatsachen“, insbesondere auf die Lehre vom stellvertretenden Versöhnungsoffer Christi unerträglich belastet, mit jüdischen Vorstellungen und trüben Resten einer überwundenen Weltanschauung vermengt und somit von der verheißungsvollen Bahn einer eigenwüchsigigen deutschen Frömmigkeit abgedrängt habe, die von seinen leidenschaftlich bekämpften Gegnern, den Mystikern und Spiritualisten herkomme. Ernst Thiele zeigte, wie Luther in Not- und Todeszeiten Trost zuspricht und zur Buße ruft.

Aber auch der Blick hinüber zu den Volkstumsdeutschen jenseits der diktierten Grenzen fehlt nicht. Der Wiener Kirchenhistoriker Georg Loesche schärfte ihn in einem erschütternd aufrüttelnden und prophetischen Aufsatz: „Für Österreich“. Er hebt an: „Mit Luthers Schrei: aus tiefer Not, mit des Mazedoniers Hilferuf an den Apostel recken sich die Arme des deutschen Protestantismus in Österreich zu Luthers Heimatvolk, das selbst gottverlassen am Schandpfahl stöhnt, aber reichere Auferstehungskräfte in sich birgt.“ Er schilderte die Bedeutung Luthers und des Luthertums für Österreich, für die Slawen in den Gliedstaaten, das völkische Überwiegen auf Kosten des Evangelischen, geschweige des Protestantischen in der neuen Brüderkirche Böhmens, bei der Gründung der Fuß-Fakultät in Prag, den Anschluß der damaligen Tschechen an Frankreichs und Englands Theologie. Er erinnerte an Luthers Hoffnung, deren Erfüllung mehr als je hinausgeschoben sei: „Ich bin guter Hoffnung, es werde in Kürze dahin kommen, daß beide, Deutsche und Böhmen, durch das Evangelium und das göttliche Wort Einen Sinn und Namen überkommen.“ Er rief auf, die dem damaligen Tschechenstaat ausgelieferten deutschen Gemeinden zu schützen. Am schlimmsten aber, meinte er, werde es den deutschen Lutheranern unter dem weißen Adler Polens ergehen. Luther habe hier schon sehr schwarz gesehen. Die konfessionelle „polnische Wirtschaft“ sei voll der dringendsten Warnungszeichen, die laut um Hilfe werben.

Was Loesche hier voraussah, ist nur allzu bittere Wirklichkeit geworden. Wir haben die Verfolgung der evangelischen Deutschen bis hin zu ihrem schweren Martyrium erlebt. Loeschens Schau der Lage in Österreich, der Tschechei und Polen ist aber zugleich ein Beweis für die geschichtliche Notwendigkeit, daß unsere

deutschen Brüder in diesen Ländern wieder mit dem deutschen Mutterlande vereint wurden. Darüber hinaus zeigt der Rückblick auf die Zeit vor 20 Jahren, welche Rolle Luther bei der Mobilisierung der inneren Erneuerung unseres deutschen Volkes gespielt hat. Auch in der Gegenwart muß und kann er uns diesen Dienst tun. Eins der damals veröffentlichten Worte steht jetzt im neuen Lesebuch unserer Schulen: „Fürcht tut nichts Gutes. Darum muß man frei und mutig in allen Dingen sein und feststehen.“ Diese Furchtlosigkeit, die sich von keinem Schrecken überwältigen noch überwinden läßt, führt Luther auf den gewissen, höhern Trotz und Trost zurück, als alle Welt hat. „Lasset andere auf ihre irdische Gewalt und ihr Glück sich verlassen, ihr aber tröstet euch damit, daß ihr einen Gott habt und ihn kennt, der euch gewiß beisteht, beschirmen und aushelfen wird, wenn ihr alles um seinerwillen leidet.“

Eine Weihnachtsweise jubiliert

Von Theodor Knolle, Hamburg

Als 1535 der Reformator D. Martin Luther sein „Kinderlied auf die Weihnacht“ sang, entnahm er die Weise dafür einem Tanz- und Rätselreigen, wie ihn die jungen Leute seit zwei Jahrhunderten an Sommerabenden unter der Linde im Sing- und Pfänderspiel aufführten. Ja, um die Engelsbotschaft dem deutschen Volke zu singen, scheute er sich nicht, die ganze erste Strophe dieses Volksliedes mit nur leiser Änderung zu übernehmen. Sie hieß nämlich: „Ich komm aus fremden Landen her und bring euch viel der neuen Mär, der neuen Mär bring ich so viel, mehr denn ich euch hier sagen will.“ Aus den fremden Landen wird der Himmel hoch und aus dem Hinweis auf das Rätsel der Schlusszeile wird das Singen und Sagen des Geheimnisses der Christgeburt! Der Aufbau des Liedes, in dem nach der Engelsbotschaft die Hirten zum Stall hineingehen und dort vor der Krippe anbeten, knüpft an die weihnachtlichen Volksspiele und ihr Kindelwiegen und Ansingen an! Ja, auch das Wiegenlied der deutschen Mutter klingt mit darein in einer Strophe, die heute (wie auch die 7.) in unseren Gesangbüchern leider nicht mehr steht. Sie schließt an Vers 13 an und lautet: Davon ich allzeit fröhlich sei / zu springen, singen immer frei / das rechte Susaninne schon (= schön)

/ mit Herzenslust, den süßen Ton.“ Susanne, so fing ein altes Wiegenlied an, das in einem heftigen Weihnachtsspiel gesungen wurde. „Susanne“ bedeutet soviel wie „Schlaf Püppchen“. Also Volkslied, Weihnachtsspiel, Wiegenlied — sie geben die Gestalt her, in der die Weihnachtsgeschichte in deutschen Landen in die Herzen hineingesungen wird. Eine innigere Vermählung der Botschaft von der Christgeburt mit deutschem Geiste läßt sich überhaupt nicht denken!

Freilich, das Kränzellied, in dessen „köstlich wohlgewachsener, lieblich-anmutiger Weise“¹⁾ Luthers Lied zuerst erklingt, mochte doch zu leicht profane Erinnerungen wecken. Sie hat sich zwar noch für das Kirchenlied bis 1569 erhalten, dann ist sie Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel kam der Engel Schar“ vorbehalten geblieben. Für das Kinderlied suchte man bald nach einer Weise, die dem heiligen Stoffe angemessener erschien. Schon 1537 veröffentlicht Johann Walter, der Torgauer Kantor, Luthers Freund und Mitarbeiter am „Wittenbergisch geistlich Gesangbüchlein“ wie an der deutschen Messe, eine neue Weise zu „Vom Himmel hoch“. Sie findet aber keinen Anklang. Wieder nach zwei Jahren, 1539, erscheint im Schumannschen Gesangbuch eine dritte Weise, die sich sofort alle Herzen erobert und schließlich die Alleinherrschaft behauptet. Ein Musikhistoriker wie Moser meint, sie zeige mit den engstens Lutherschen Weisen soviel nahe Verwandtschaft, daß sie wohl nur vom Reformator selbst stammen könne.²⁾ Wie mit hellen Fanfarenklängen aus himmlischen Höhen beginnt sie mit dem hohen f, zu dem sie wie ein auf- und abschwebender Himmelschor immer wieder hinansteigt, um dann in der letzten Zeile im Oktavengang wie auf einer Leiter vom Himmel zur Erde bis zum tiefen f herabzusteigen. Seit 400 Jahren singt die deutsche Christenheit diese Weise, und in ihrer Lieblichkeit ist sie bis zum heutigen Tage noch nicht ausgesungen.

Sie gehört aber heute nicht nur dem jubelnden „Kinderlied auf die Weihnacht“, sondern auch dem Männerlied auf die Weihnacht, das Luther — gleich groß im Kindlich-Zarten wie im Mannhaft-Troztigen — uns gesungen hat: „Vom Himmel kam der Engel Schar“. Das ist ein rechtes Weihnachtslied für unsere Kriegszeit. Hier wird die Geschichte der Weihnacht nur ganz knapp in zwei Versen wie im Holzschnitt umrissen. Aber dann hebt eine Männer-Weih-

¹⁾ Hans Joachim Moser „Die Melodien der Lutherlieder“, Leipzig S. 56. Vgl. zu den Weisen desselben Verfassers Ausführungen in WA. XXXV.

²⁾ a. a. O. S. 80.

nacht-Predigt an. Sie fängt an: „Des sollt ihr billig fröhlich sein“ — und sie schließt: „geduldig, fröhlich allezeit!“ Was ist der Grund zum Fröhlichsein? In der Weihnacht ist Gott mit uns eins geworden, sind wir Brüder des ewigen Gottes geworden. Ist der wahre Gott auf unserer Seite, ist Gottes Sohn unser Gesell und Kamerad geworden, dann brauchen wir uns nicht vor Sünd und Tod, Teufel und Hölle zu fürchten. Mag es auch in diesem geistlichen Kriege mit den Großmächten der Finsternis manche Anfechtungen geben, wir trotzen ihnen in der Zuversicht auf den, der uns nicht im Stiche läßt. Sind wir im Glauben an Jesu Menschwerdung seine Brüder und Gottes Geschlecht geworden, dann müssen wir zuletzt doch recht haben. Ein Weihnachtslied des Dennoch und Trostes, der mannhaften Zuversicht und des geduldigen Fröhlichseins! Sollte es nicht in diesen Zeiten in unseren Herzen, in den Herzen besonders auch unserer Brüder unter den Waffen ein besonders lebhaftes Echo haben?

Welchen Segensweg Luthers Lied und Weise durch vier Jahrhunderte gewandert ist, läßt sich nicht ausschöpfen. Würde einmal die Geschichte dieses Weihnachtsliedes geschrieben, sie wäre zugleich die Geschichte der Weihnachtsfrömmigkeit im deutschen Volk. Neben und nach der Weihnachtsgeschichte in Luthers Eindeutschung ist das Lied der volkstümlichste Prediger der Weihnachtsbotschaft geworden. Für das gemeindliche und häusliche Singen sollte die alte Form des Wechselgesanges vorbildlich bleiben. Sie ist mit der Verteilung auf Ich-Strophen (1—5 der Engel, 7—14 die Seele) und Wir-Strophen (6 und 15) in klarer Gliederung gegeben. Der Engel wurde übrigens zu Luthers Zeit von einem Manne gesungen, entsprechend der richtigeren Engelsvorstellung, nach der die Engel zu den „starken Helden“ gehören. Das gibt der Botschaft kräftigeren Nachdruck. — Die lutherische Kirchenmusik hat dem Liede in vielfältiger Form ihren Dienst geliebt, so bieten es Michael Praetorius 1607 und Samuel Scheidt 1635 dreistimmig, ein ungen. Meister 1555, Jacob Praetorius 1604, Hans Leo Hasler 1603 vierstimmig, Johann Friedrich 1601 im Kanon zu vier Stimmen, Joh. Eccard 1597 und Bartholomaeus Gesius 1601 fünfstimmig.¹⁾ Der Hamburger Johann Schop hat es während des Dreißigjährigen Krieges (1644) „in die Musik versetzt“ als „Geistliches Konzert“ für Sopran, Tenor, Baß und Basso continuo (1930 von Adolf Strube herausgegeben). Georg Forster hatte schon zu

¹⁾ Im Handbuch der deutschen ev. Kirchenmusik III², 2 S. 34 ff., 3. T. auch Schoeberlein, Schatz des liturg. Chorgesangs II S. 122 ff., oder Nelle-Plath, Chorbuch 1917.

Luthers Zeit beide Weisen des Liedes kunstvoll miteinander verbunden, indem er im fünfstimmigen Satze die ältere und die jüngere Weise als Doppel-Cantus firmus durchführte.¹⁾ In anderer Art hat neuerdings Moser beide Weisen gleichzeitig gebracht.²⁾ Genau 200 Jahre nach der Entstehung des Liedes hat Johann Sebastian Bach in den sechs Kantaten, die er für die Gottesdienste der drei Weihnachtsfeiertage, des Neujahrs, des Sonntags nach Neujahr und des Epiphaniensfestes 1734 verfaßte und dann als „Weihnachtsoratorium“ bezeichnete, dem Liede einen Ehrenplatz gegeben. An drei Stellen erklingt die Weise. „Fast am ergreifendsten wirken die Choräle mit selbständiger Orchesterbegleitung. ‚Ach mein herzliebes Jesulein, mach dir ein rein sanft Bettelcin, zu ruhn in meines Herzens Schrein . . .‘ singt der Chor zu dem Bericht, daß Maria ihr Kind in der Krippe bettete; dazu erklingen feierliche Zwischenspiele der drei Trompeten, als königliche Wiegenmusik für das Kind im Stalle zu Bethlehem.“³⁾ In der letzten Periode seines Schaffens hat Bach den Choral auf der Orgel in verschiedenen Kanons variiert und dabei die vollendete Meisterschaft seiner Kunst in den Dienst dieser Weise gestellt. In der letzten Variation hat er gar alle vier Zeilen der Melodie gleichzeitig in den drei Schlußtakten auftreten lassen. Aber das künstlerische Element, in das er die Weise in fast schon abstraktem Denken taucht, ist nicht Selbstzweck; es dient der Verherrlichung der Weihnachtsbotschaft, ihres wunderseligen Geheimnisses und ihrer tiefen Freude. „Eine heitere Weihnachtsfreude bricht allenthalben aus den Variationen hervor. Die erste Variation ist geradezu von bezaubernder Klangschönheit.“⁴⁾ In neuerer Zeit hat u. a. Max Reger, der als Katholik meinte, die Protestanten wüßten gar nicht, was sie an ihrem Choral hätten, eine schöne Choralkantate über „Vom Himmel hoch“ geschrieben. Es mag mit diesen Hinweisen auf den Niederschlag und die Wiedergabe der Weise in der deutschen Kirchenmusik genug sein. Sie könnte reichlich vermehrt werden, auch aus der Gegenwart. Genug, daß dargetan ist, in wie breitem Strom und in welcher inniger Tiefe der deutsche Geist gläubigen Gemütes sich diesem Liede erschlossen hat.

¹⁾ K. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530 S. 181 ff. Zitiert bei Moser a. a. O.

²⁾ Sieben Lutherlieder, Leipzig.

³⁾ Albert Schweitzer, Joh. Seb. Bach. 2. Aufl. 1935. S. 676 f.

⁴⁾ a. a. O. S. 261.

So möge es denn auch in Wort und Weise in dieser Kriegsweihnacht in Häusern und Kirchen deutschen Landes erklingen, nicht zumindest aber auch bei unsern Brüdern draußen, und sie und uns stärken in der Zuversicht: „Es mögen viel euch fechten an, dem sei Trotz, ders nicht lassen kann.“

Zwei neue Lutherworte zur Musik

Von Hans Joachim Moser, Potsdam

In der Vorrede „An alle liebhaber der edlen Music“ zu seinem „außzug guter alter vnd newer Teutscher liedlein“ (Nürnberg 1539) sagt Georg Forster: „... Zum andern, das ich dise ehrliche vnd liebliche Kunst, bey den schlechten¹⁾ Musicis, so nicht allzeit gerüst, köstlich Muteten, Psalmen, oder der gleichen Kunststück zusingen, möcht mit disen schlechten¹⁾ Liedlin helffen erhalten vnd fürdern, Sonderlich dieweil bey allen frölichkeiten vnd kurtzweilen gebreuchlich, frische Teutsche lieder zusingen, oder auff den Instrumenten zuüben, durch welchs dann vil unnützes geschwezt, zutrinken, vnd andere laster verhindert werden, wie ich dann oft vnd dick²⁾ von einem thewren man gehört, das er vnter allen kurtzweilen, damit man die zeyt zuuertreiben fürhet, kein Götlicher, ehrlicher vnd schönere wist, dann die edel Music, Ursach, das all andre kurtzweil, als spielen, fechten, springen, oder hießen wie sie wolten, da hing gericht, das yeder vermeint dem andern vor zu sein, oder anzugewinnen, Darumb sich dann ein yeglicher befließt, denen, damit er kurtzweilet, zubeforthailen, aus dem dann manch vnratht entstünt. Aber die Music hat nichts anders fürhabens, dann das sie mit allem fleiß die einigkeit der stimmen hilfft erhalten, vnd aller mißhellung weret, wie dann ein yeglicher rechter Musicus bekennen wirt. Es ist entlich meine meinung gewest ...“ Er trägt also unter drei Argumenten, die ihn zur Herausgabe der ersten Lieferung seiner berühmten Liederbeste bewogen, zwischen eigenen Gesichtspunkten als mittlere Begründung vor, was er „oft vnd dick von einem

¹⁾ schlecht = schlicht.

²⁾ dick = nachdrücklich

thewren man gehört“, nämlich was dieser von dem Segen der Musik als dem edelsten aller Zeitvertreibe in der Geselligkeit gesagt. Daß die oben von mir gesperrten Sätze einen einheitlichen Gedankengang darstellen, der nicht früher abgebrochen werden kann, als bis der Gewährsmann mit „es ist endlich [drittens] meine meynung geweest“ deutlich das Ende des Zitats kundgibt, ist klar.

Daß es sich dabei (wie ich überzeugt bin) um ein echtes, neugewonnenes Lutherwort handelt, läßt sich mit äußeren wie inneren Gründen in hohem Grade wahrscheinlich machen. Die äußeren liegen zunächst in Forsters Biographie. Der um 1510 zu Amberg Geborene lernte zu Heidelberg Musik — in der Neckarresidenz trat er schon um 1521 als Singschüler des Hofkantors Laurenz Lemlin auf und gehörte seit seiner Immatrikulation (1528) zu dem Kreis jener studentischen Dichtermusiker, die er zumal im 3.—5. Teil seiner Sammlung als „Heidelberger Liederschule“ berühmt gemacht hat.³⁾ Am 1. Mai 1534 kam er mit Unterstützung seines heimischen Stadtrats nach Wittenberg, wo er am 15. Oktober ins Album academicum eingetragen wurde und bei den Professoren Garbicius und Melancthon hörte. Am 20. Januar 1539 verließ er Wittenberg als fertiger Arzt, um in Amberg zu praktizieren. Es genüge hier noch zu sagen, daß er in Nürnberg am 12. November 1568 hochverehrt gestorben ist. Forster hat also fast fünf Jahre, die seiner Liederpublikation unmittelbar vorangingen, in der Lutherstadt verbracht, und die oben mitgeteilte Vorrede sowie die Sammlung der ersten zwei Lieferungen (1539/40) ist noch in Wittenberg selbst oder zumindest unter Wittenberger Eindrücken zusammengestellt worden.

Garbicius teilt mit, Forster habe die Ehre gehabt, in Luthers Tischgemeinschaft aufgenommen zu werden, der ihn mehrere Male aufforderte, bestimmte Stellen aus den Psalmen zu komponieren. „Am sächsisch-ernestiniſchen Hof war der Medizinstudent und Musiker Forster ein gern gesehener Gast. Wie in seiner Amberger Jugendzeit, so blieb auch der angehende Arzt in Wittenberg fröhlichen Streichen nicht abhold. Eine Notiz in einem seiner Bücher erzählt, daß er mit einigen Studenten dem großen Maler Lucas Cranach des Abends ein Ständchen brachte, die Dunkelheit aber dazu ausnutzte, sich die Taschen mit Äpfeln und Birnen aus Cranachs Garten vollzustopfen.“ Schon 1540 hat er *Selectissimae Motettae tomus primus* herausgegeben (bei Johs. Pe-

³⁾ Vgl. neuestens Carl Philipp Reinhardt, *Die Heidelberger Liedmeister des 16. Jhs.* (Bärenreiterverlag 1939), besonders S. 31 ff.

trejus in Nürnberg gedruckt); in dem an den Amberger Rat gerichteten Vorwort steckt meines Erachtens noch ein zweites Lutherwort. Denn Forster sagt: „Memini summum quendam uirum dicere, Josquinum jam vita defunctum plures cantilenas aedere quam dum uita superstes esset.“ Ist nicht hier der quidam summus genau in gleicher Art zitiert wie dort „ein teurer Mann“? Und da Forster mehrfach zwischen dem Amberger Rat und den Wittenberger Reformatoren als Mittelsmann gedient hat, hat bei seiner Anspielung gewiß das die Widmung empfangende Gremium genau verstanden, wer jenen Scherz über Luthers Liebling Josquin gemacht haben sollte, der da gelautet haben wird: „Der tote Josquin hat mehr Lieder drucken lassen, als da er noch am Leben war“ — was einmal insofern richtig ist, als die Mehrzahl seiner Werke erst nach seinem Tode veröffentlicht wurde — die Spitze des Wortes liegt aber darin, daß man damit erst vieles dem großen Toten untergeschoben hat. Die Echtheit des Ausspruchs bestätigt sich, da Luther tatsächlich zu Neujahr 1537, also wohl in Forsters Gegenwart, gesagt hat (Tischreden 3516): „Ach, wie feine Musici sind in den letzten zehn Jahren gestorben: Josquin († 1521), Petrus Loroë (Pierre de Larue, † 1518), [Heinrich] Finck († 9. 6. 1527) et multi alii excellentes. Die Welt ist der gelehrten Leute nimmer wert!“

Stammt also das zweite Wort von Luther, so gewiß auch das erste. Denn am 1. November 1536 heißt es in den Tischreden unter Nr. 3470: „Optime institutum a veteribus, ut homines sese exerceant, ne luxui, crapulae et lusui essent dediti. Ideo haec liberalia exercitia duo mihi maxime arrident, scilicet musica et palaestrica. Quorum hoc est animi et facit ad depellendas sollicitudines, illud corporis est ad membra agitanda saltationibus et lucta; finalis autem causa est, ne scilicet in alias gestus, potandi, libidinis lusus incidamus, sicut iam pro dolor videmus in aulis et civitatibus. Do ist nicht mehr den: Es gilt Dir! Sauf aus! Darnach spilet man vmb 100 fl. Hoc fit, quando illa exercitia liberalia contemnantur.“

„Es ist“, sprach D. M. L., „von den Alten sehr wol bedacht und geordnet, daß sie die Leute üben und was Ehrlichs und Nützlichs fürhaben, damit sie nicht in Schwelgen, Unzucht, Fressen, Saufen und Spielen geraten. Darum gefallen mir diese zwei Übung und Kurzweile am Allerbesten, nemlich die Musica und Ritterspiel, mit Fechten und Ringen etc. Die endliche Ursache ist auch, daß man nicht auf Zechen, Unzucht, Spielen und Doppeln gerate; wie man igt leider siehet an Höfen

und in Städten, da ist nicht mehr, denn: Es gilt Dir! Sauf aus! Darnach spielt man um etliche hundert oder mehr Guldin. Also gehets, wenn man solche ehrbare Übung und Ritterspiele verachtet und nachläßt.“ Forsters Fassung ist offensichtlich selbständige Abzweigung eines solchen Lutherworts, viel reicher, aber nicht weniger authentisch im Sinne der Musikübung ausgeführt. Es wäre nun von Interesse, zu wissen, ob und was von Luthers Anregung, Psalmen zu vertonen, bei Forster tatsächlichen Niederschlag gefunden hat. Jener Motettendruck vom August 1540 bildet freilich ein Sammelwerk von 48 fünf- und vierstimmigen Sätzen; Forster selbst ist nicht als Komponist genannt, wohl aber begegnen ausgesprochen „Wittenbergische“ Lieblingskomponisten wie Arnold v. Bruck, Johs. Gallus, Lupus Hellinc, Ludwig Senfl und Johs. Walter. Eine zweite Sammlung, deren Drucklegung Forster im 4. Heft seiner weltlichen Lieder laut Vorrede an den Heidelberger Jugendfreund Stephan Zirler erwähnt, wäre ebenfalls als Strauß der Werke mehrerer Freunde in die Welt getreten und ist (wie Clemens Stephani in Eger später bei Herausgabe der Psalmen des Jobst v. Brant erwähnt) nicht zustande gekommen. Immerhin haben sich folgende geistlichen Tonsätze des Doktors anderwärts erhalten:

Aus tiefer not, 3 stg., bei Petrejus, Sammelwerk 1541;

Erweckt hat mir das Herz zu dir, 4 stg., in Forsters Auszug I 6, 1539;

Tröst mich, o Herr, in meiner not, 4 stg., bei G. Rhaw, Wittenberg. 1544;

Vom Himmel hoch, 5 stg., dgl.;

Wol dem, der in Gottes furcht steht, 3 stg., bei Petrejus 1541.

Serner lateinisch neun Antiphonae super Magnificat u. dgl., an Psalmen des 140., Domine clamavi, der in der Lutherbibel der 141. ist.

Von den fünf deutschen Liedern sind drei Luthersche, von denen das erste und das letzte sehr wohl unter Luthers Begriff „Psalmen“ fallen; „Vom Himmel hoch“ ist jener kostbare Satz, in dem er es verstanden hat, die ursprüngliche Kränzelweise „Ich kum aus frembden landen her“ mit der neuen, meines Erachtens von Luther selbst stammenden Melodie als Doppel-Cantus firmus zu kombinieren — ein Gedanke, so recht aus der Liebe zu Luthers Liederschaffen geboren. Die beiden andern schönen Gesänge gehören zu Forsters persönlicher Bekenntnislyrik und rechnen zur „geistlichen Hofweise“.⁴⁾ Also überall innige Luther-

⁴⁾ Vgl. meinen Beitrag zur Smend-Festschr. 1926. Forsters Lied „Erweckt hat mir“ zeigt das

beziehungen des Oberpfälzers, die die Authentizität jener Lutherworte stützen. — Nun die inneren Kriterien bzgl. jenes ersten Ausspruchs in der Vorrede zu Forsters weltlicher Sammlung.

Ich glaube, sie bedürfen nur weniger Worte, denn die inhaltliche Wahrscheinlichkeit weist schier mit Singern auf Luthers Urheberschaft. „... die Music hat nichts anders fürhabens, dann das sie mit allem fleiß die einigkeit der stimmen hilft erhalten vnd aller mißhellung weret, wie dann ein jeglicher rechter Musicus bekennen wirt —“ man vergleiche dazu das von Luther in der Vorrede zu Rhaw's Symphoniae jucundae (1538) über die Einigkeit der Stimmen Ausgeführte. Und zu dem vorher über die sonstigen Zeitvertreibe mit ihren übeln Begleiterscheinungen Gesagte halte man vor allem seine Aufzeichnung (WA. XXX 2, 696) περί τῆς μουσικῆς: 4. Quia innocens gaudium facit; interim pereunt irae, libidines. Superbia — Forsters Fassung wirkt fast wie eine freie Übersetzung hiervon; deutsch ja auch⁵⁾ als Tischrede 7054: „... Man vergiffet dabei alles Zorns, Unkeuschheit, Hoffart und andere Laster ...“

Schließlich fesseln die Beziehungen zwischen G. Forster und dem Reformator noch aus einem andern Grunde. Man kennt Luthers Liebe zum mehrstimmigen Liedgesang, dem er selbst gern gebuldigt hat, auch zum weltlichen deutschen Liede und zum alten Weihnachtsbrauchtum aus seinen Kurrendanerzeiten. Es wird ja sogar behauptet, Luther habe sich eine Volksliedsammlung angelegt.⁶⁾ Offenbar ist diese Sammlung verloren gegangen — oder vielleicht doch nicht ganz? Im „ersten Teil“ von Forsters „teutschen liedlein“ (1539) sind u. a. vertreten die

Akrostichon „Elisa“ — ob Anspielung auf Luthers Interpretation des prophetischen Harfenspielers? Hierzu Belege bei S. Preuß, Luther der Künstler, S. 125.

⁵⁾ Hans Preuß, Luther der Künstler, S. 122.

⁶⁾ Rud. Thiel, Luther II 290. „Er liebt die Volkslieder, die er systematisch sammelt.“ Das geht auf den Brief Luthers an Wenceslaus Lind in Nürnberg vom 2. März 1535 zurück (Weimarer Ausgabe der Briefe VII S. 163f.): „Ich wil deudsch reden, Mein gnediger Herr Er Wentzel. Wo es euch nicht zu schwer, noch zu viel, oder zu lang, oder zu weit, oder zu hoch, oder zu tieff vnd dergleichen were, So bitt ich, wellet etwa einen Knaben lassen samlen alle deutsche bilde, reymen, lieder, bücher, meister senge, so bey euch diese iar her sind gemalet, geticht, gemacht, gedruckt durch ewre deudschen poeten vnd formschneider oder drucker; denn ich ursach habe, warumb ich sie gern hette. Latinsche bücher können wir hie selber machen; An deudschen buchern zu schreiben lernen wir vleißig, vnd hoffen, das wirs schier so gut wollen machen (wo wirs bereit nicht gethan), das es niemand gefallen sol.“

Tonsetzer Georg Blankenmüller (2 Stücke, ein Vetter Johs. Walters, vielleicht identisch mit dem von Luther besprochenen Zeitzer Organisten Jörg Pland), Arnolt v. Bruck (dessen Lutherbeziehungen ich demnächst in einem Buch „Die Musik des frühewangelischen Österreich“ behandeln werde), Sirt Dietrich (ebenfalis für Rhaws evangelischen Musikverlag tätig), Benedikt Ducis (der von Wien aus als heimlicher Lutherprädicant ein seltsames Leben begann), Math. Edel (Komponist Herzog Georgs in Dresden), Georg Forster (9 Arn.), Paul Hofhaimer (11 Stück, als Organist Kaiser Maximilians mehrmals bei Friedrich dem Weisen zu Gaste), Heinr. Isaac (3 Stück, zeitweilig Torgauer Hofkomponist), die Hofhaimerschüler W. Grefinger und Gregor Peschin, Luthers Liebling Ludwig Senfl (8 Arn.), Thomas Stolzer (der in Ofen für Königin Maria von Ungarn schon 1526 erstmals Luthersche Prosapsalmen herrlich vertont hat), Joh. Wenz (vermutlich Komponist bei Kardinal Albrecht in Mainz). Also eine Auswahl von Beiträgern, die in hohem Maß Wittenbergische Perspektive zeigt. Handelt es sich hier überwiegend um „Hofweisen“ jener älteren Art, von denen Luther selbst etwa mit „Sie ist mir lieb, die werthe magd“ stärkstens abhängt⁷⁾, so ist die eigentliche Volksliedersammlung Forsters „zweiter teil“ vom nächsten Jahr, von dem er in der Vorrede bekennt, er habe ihn vom ersten Teil abgetrennt, da die Stücke sich weniger zur instrumentalen als zur a-cappella-Ausführung eigneten — sie sind ihm also nicht etwa später zugekommen, sondern nur systematisch gesonderter Teil seines schon Wittenberger Bestandes; obendrein wendeten sie sich nicht an die „dapffern“ Singer, die ein „köstlichs Josquinisch stück“ meisterten, sondern an die schlichten, „so hin vnd wider auff den schulen mit der lieben gans vmb Martini vnd Weihnachten oder zu anderen zeyt (wie dann an vilen orten ein alt herkomen wie sie es nennen) müssen herumb recordiren“. Also es ist jahrzeitliche Brauchtumsmusik, wie Luther sie ausdrücklich gelobt und hochgehalten hat. Er widmet den ersten wie den zweiten Teil „dem erbaren vnd achtbaren Augustino Eck zu Wirtzburg, meinem guten freundt vnd gönner“, und beschließt die Widmung dieser „leppischen Liedlein“ mit dem Satz: „Wil also hie mit euch als meinem guten freundt von alter kundtschafft vnd freundschaft wegen, so wir zu Wittenberg etlich jar miteinander gehabt, bemelte lieder zu einem Newen jar zugeschriben vnd geschenkt haben . . .“ (Datirt

⁷⁾ Vgl. meine Nachweise in WA. 35, in meinem Büchlein „Luthers Lieder“ (Die Welt des Gesangbuchs) und in meinem „Paul Hofhaimer“ (Cotta 1929).

vom 6. Jan. 1540), d. h. weniger als ein Jahr seit dem Weggang aus Wittenberg. Hier treten an Bearbeitern neben Forster u. a. auf: der Straßburger Mathias Greiter (auf den wohl die Durweise zu „Aus tiefer Not“, die Melodie zu „An Wasserflüssen“ usw. zurückgeht), Wolf Heinz (der von Luther so lebhaft beobachtete Orgelmeister zu Halle), Senfl u. Hofhaimers Schüler Hans Schechinger (beide zu München), A. v. Bruck u. Sirt Dietrich.

Man halte zusammen: Luther hat Volkslieder gesammelt, die Sammlung ist spurlos verschwunden; Augustin Eck und Georg Forster haben 1534—38 in Wittenberg lebhaftest musiziert, Forster hat zu Luthers Tischgenossenschaft gehört, Luther hat ihn zu Psalmbearbeitungen ermahnt, Forster überliefert unverkennbar echte Lutherworte; Forster veröffentlicht weniger als ein Jahr später je eine berühmte gewordene Hofweisen- und eine Volksliedsammlung, deren Hauptbestand an Beiträgen zu den von Luther am meisten geschätzten Komponisten gehört. Ist es allzu kühn, hier wenigstens die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit eines Zusammenhangs anzunehmen? Selbst wer nicht annehmen will, daß bei Forster in ähnlicher Weise Luthers Volksliedsammlung vorliegt, wie — seit Lukes Beweisen — das Waltersche „Sangbüchlein“ als „die“ Luthersche Kirchenliedsammlung anzusehen ist, wird zugeben müssen: wenn Luther sich tatsächlich eine Volksliedsammlung angelegt haben sollte, kann sie kaum viel anders ausgesehen haben, als sie uns in Forsters ersten zwei Büchern vorliegt. Jedenfalls wird Forster neben Kupsch, Walter, Lukas Edemberger, Georg Khaw, Balthasar Resinarius und Sirt Dietrich künftig unter den „Luthermusici“ an hervorragender Stelle zu zählen sein.

Zwei neu entdeckte Fragmente von Luther¹⁾

Von Paul Ganzer, Schweidnitz

Bei der Inventarisierung des Stadtarchivs zu Schweidnitz fanden sich zwei in eine moderne grüne Plüschmappe in einem Pergamentblatt eingebundene Blät-

¹⁾ Aus drucktechnischen Gründen sind die sonst in der Bibelübersetzung angewandten Zeichen nicht beibehalten, sondern statt spitzer Klammer die runde, und statt dieser Anführungsstriche „...“ gesetzt.

ter, welche die nachfolgenden zwei Stücke von Luthers Hand bieten. Es sind zwei Blätter von 21,5 cm Höhe und 16 cm Breite, die auf beiden Seiten beschrieben sind. Die Frage, wie diese Stücke nach Schweidnitz gekommen sind, beantwortet ein beiliegender Brief des Buchdruckereibesitzers Carl Dünhaupt in Schweidnitz an den damaligen Oberbürgermeister der Stadt, er erlaube sich diesem das „in seinem Besitz befindliche Autograph Luthers“ als Zeichen der Verehrung zu widmen. „Die Aechtheit der Handschrift“, so fährt er fort, „ist geprüft und zweifellos. Sie stammt aus der Gräflisch-Solmschen Bibliothek und ist durch Schenkung in meine Hände gekommen.“

Eine Anfrage bei der gräflisch-Solmschen Verwaltung in Klitschdorf (Kr. Bunzlau) ergab, daß in dem Verzeichnis der gräflichen Bücherei die beiden Stücke verzeichnet waren, mit dem Vermerk: „in Abgang geraten“. Andere Stücke von Luthers Hand besitze die Bibliothek jedoch nicht.

Wie die beiden Stücke ursprünglich nach Klitschdorf gekommen sind, wird sich kaum noch aufklären lassen. Wahrscheinlich hat ein aus der Gegend stammender Student, der um 1530—1540 die Universität Wittenberg besuchte, sich die Stücke von dem Drucker Hans Luft oder einem seiner Gehilfen zu verschaffen gewußt und sie als Andenken an seinen verehrten Lehrer Luther in seine Heimat mitgenommen.

Eine Prüfung der Echtheit der Stücke durch Herrn Oberkonsistorialrat D. Otto Reichardt in Breslau und durch das Preussische Staatsarchiv in Breslau ergaben, daß das Papier aus der Zeit des Anfangs des 16. Jahrhunderts stamme, und daß die Schriftzüge deutlich Luthers Hand verrieten. Namentlich das erste Stück, die Übersetzung von Hosea VII V. 9 bis VIII V. 12, zeigt so viele Streichungen, Zusätze und Verbesserungen im Text und an allen Rändern, daß die Anfertigung des Blattes durch einen Fälscher als ausgeschlossen erscheint. Das zweite Blatt zeigt weniger Änderungen und Zusätze, ist aber zweifelsohne von derselben Hand geschrieben.

Eine Durchsicht der Bände der Weimarer Ausgabe von Luthers Werken (Verlag Böhlau) ergab, daß beide Stücke in ihr nicht enthalten sind. Deshalb erfolgt hiermit ihre Veröffentlichung.

I. Hosea Cap. VII V. 9 — Cap. VIII V. 12

- 6.10. wil ers nicht mercken* vnd die hoffart wird fur yhren augen gedemutigt (werden, weil sie sich nicht) [noch] bekeren [sic sich nicht] zum Herrn, yhrem Gott
11. [fragen auch nicht nach yhm (sachen) ynn diesem allen. Denn Ephraim ist wie ein (alber) [toricht] taube (die kein verstand hat) [die nichts mercken wil] (Egypten)
12. [Izt] ruffen sie Aegypten (rh) an (vnd gehen) [dann lauffen sie] zum Assür.* Aber (wenn) [ynn dem] sie hin vnd her „rh“ (nigen) [lauffen], wil ich mein netze vbir sie werffen vnd her unter rucken wie die vogil vnter dem himel. Ich wil sie (zuchtigen) [straffen (gleich)] wie (ys ynn yhrer samlung des gerichtts gehet) [man predigt ynn yhrer samlung].*
13. Weh yhnen, das sie von mir weichen; sie müssen verstoret werden; denn sie (sundigen widder mich) [sind abtrunnig von mir worden] (rh) fallen oder sterben?). Ich wolt sie wol erlosen, (so reden sie lügen widder mich). Aber (wenn sie nicht lügen leren „rh“ wenn sie nicht widder mich abgotterey lerthen, so ([schreyen]) ruffen sie auch (zu mir) [mich] nicht [an] von hertzen, sondern (hercheln) [lören] auff yhren (lagern, sie sameln korn vnd most) [lagern vnd decken (rh), sie gehen zu vnsern lieben landes gozen* zu cor vmb essen vnd trincken willen** (Darumb
14. weicher: sie von mir) vnd sind mir vngheorsam „rh“ mit irer rotung. „rh“ (Ich zuchtige sie mir also [geringste, kemmaen sie redlich], damit ich sie sterke, aber sie
15. legen mirs vbel aus). Ich lege sie vnd sterke sie; aber sie danken mir vbel „rh“. Sie bekeren sich aber nicht (zum [. . .]) [recht] sondern sind wie ein falscher boege. Darumb werden yhre fürsten durchs schwerd fallen, (das sie mit yhren zungen so) [yhr] dreyen (darüber sie ym) [sol ym Aegyptenland (verspottet) zum spott werden (sollen)].*

VIII

1. (Las Deinen Hals sein wie eine posaune) [Ruff laut wie eine posaune* (vnd sprich): Er (ist) [kompt] schon „rh“ ober (dem) das haus(e) des HERAN wie ein Adeler, darumb das sie meinen Bund vberschritten vnd von meinem besitz ab-

v. 9* Fiducia religionis.

v. 11* suchen ihre sachen da hulfe on bey Gott.

v. 12* secundum legem Mosi, quod legitur ibi.

v. 14* stifter vnd floster ** am untern Rande noch einmal: Schollen: sie gehen zu For vmb essen
trinken
[presentibus] willen.

v. 17* scilicet, quod mirantur pro pictis (?) prohibentibus sidere Egypti. Cap, 8 v. 1* instrumentum regium
pulsum erum.

- trunnig worden, (sie). Werden sie dann zu mir schreien: Du bist mein Gott, wir
 2. kennen dich Israel, Israel „rh“. (Aber sie stossen das gut von sich weil sie) (Aber
 3. sie lassen yhm nicht sagen) (Aber wie gut mans meinet, (lassen) lest yhm
 Israel doch nicht sagen „rh“). [darumb müs sie] der feind (verfolgt) verfolgen. Sie
 machen konige (an mich) [vnd achten mich nicht], (sie machen fursten) [sie hengen
 4. sich an fursten] vnd ich mus nicht wissen* (Yhr). Aus yhrem silber vnd gold
 machen sie Gotzen, (auff) das sie [ia bald] ausgerottet werden. Dein Kalb*,
 5. Samaria, (ist) verstoße(n) [t] er. Mein Zorn ist ober sie ergrimmet. [Wie lange
 konnten sie noch vngestraft bleiben?] [Es kan nicht lange stehen, sie müssen ge-
 strafft werden]; denn (es ist aus) [das kalb ist aus] Israel [herkomen] vnd dein
 6. (schmid) [werckman] hats gemachet [und] kan in kein Gott sein. (dorumb vnd d.).
 Darumb sol das kalb Samarias zw (pehnen [nicht]) [zerpülüert] werden. Denn
 7. sie seen wind vnd werden (wetter) [vngewitter] einerndten.* Ihr saet (zw) sol
 nicht (reiff werden) [auff komen] vnd yhr gewechs kein mehl geben, vnd obs geben
 wurde, sollens doch frembde (verschlingen „rh“) ([auff]) fressen.

- Israel ist verstoßen (aufgefressen „rh“), in maßen sie sein vnter den heiden wie
 8. ein vnwerdes gefeß [wird aufgefressen; die heiden gehen mit yhm vmb wie mit
 einem vnwerden gefeß] darumb das sie hinauff zum Assur (renn) [lauff] wie ein
 9. wild, (das einsam ist) [ynn der yrrre] (verhoft „rh“).

- Ephraim (reicht) [schenckt] den bülern vnd gibt (was sie vnter) ([das was])
 10. den heiden (yhren) tribut. (dorumb) [die selben heiden] wil ich (sie ... [auff einen
 hauffen werfen]), nu ober sie samlen „rh“. Sie sollen vnter der last des konigs (der)
 vnd der(r) fursten (ein wenig krank) [bald müde] werden.*

- Denn Ephraim hat (viel) der altar viel gemacht, zu sündigen (vnd) [so sollen
 11. auch] die altar (sind) yhm (auch) zur vnden geraten.* Wenn ich yhm gleich vil
 12. von meinem gesetz (schreibe) [predige]

2. Aus einer Abhandlung über die Abendmahlslehre

Aus diesem bericht kan man [ia] nicht bringen, das wir einer gestalt brauch recht
 halten, man wolte es denn kostlich denken vnd mutwilliglich (seinen) [bihnen]
 synen crans zwingen. Denn (damit), das ich ymand nicht rate noch raten wil,

v. 4* an mich vnd sie wollen.

v. 5* Idolium.

v. 7* allegoria, ut vil politia.

v. 10* amissa fide protutoris renouatoris.

v. 11* ad primum.

(weil er vngewis oder vnbestendig ist), beider gestallt zu braüchen, damit hab ich nicht gesagt noch erleübt [zu halten „r“], das einerley gestallt recht sey, gleich als wenn ich einem Turcken odder Jüden die teuffe zü empfaben nicht rate noch raten kan (weil er vngewis oder (vnbestendig) [des nicht bekand „r“] wil seyn); damit sage ich nicht, das sein jüdischer oder turckischer glaube recht sey, sondern sage, wie es Petrus sagt [von dem evangelio „r“], es sey besser, die warheit nicht wissen, denn dauon abfallen. Also auch ist besser [zүүor] vom sacrament bleiben denn (noch) hernoch (nicht) dauon fallen oder nicht glauben noch bekennen wollen. Denn solche leute sind noch nicht rechte christen, weil sie so vngewis sind oder vnbestendig zum bekenntnis bleiben [wollen „r“], gleich wie viel andere auch nicht rechte christen sind, weil sie yhren geitz, wucher, hurerey vnd andere laster nicht lassen [wollen „r“]. Ein christ soll seines sinnes vnd glaubens gewis [sein „r“] oder yher darnach streben, das ers gewis werde, vnd alsdann, wo es die zeit vnd sach fordert, dasselbige frey vnd bestendig bekennen.

Item man sagt [mir] auch, das etliche vns verunglympffen, als seyen wir selbs der sachen nicht gewis. Darumb auff vnser lere nichts zu bawen sey [vnd zihen an, wie wir zu Marburg vns mit den Zwinglischen vertragen haben, fur einander zu beten nach der liebe art „r“]. Lieber Gott, wie grotteln sie, wie suchen sie es so mancherley vnd gnauer, das sie der guten gewissen yre machen vnd auff yhr eine gestallt bringen. Ich muste warlich viel papir vnd schreiber haben, wenn ich einem iglichen narren solte besonders antworten. Ein narr wol mehr plaudern, wedir zehen weisen berichten mogen. Wer auff vnser lere nicht bawen wil, der lasse es. Wir durffen kein rechenschafft für yhnen geben. So leren wir auch niemand, der es nicht haben wil, sondern allein die es begern zu wissen. Wer vns auch schelten wil, das wir vnser lere selbs vngewis sein, der (thue es y) schelte ymer hin, verfure vnd betrüge damit sich selbs vnd andere, so lange er kan. Wir konnen nichts dazu vnd sind vnschuldig an yhrem blut vnd verderben. Denn sie wissen, daß ich zuuor hab mein bekenntnis auffs aller gewiffest vnd sterkest nicht mit einem buch allein wider die sacramente offentlich an tag geben fur aller welt. So ist nu zu Augspurg vnser allen gemein bekenntnis mundlich für den keiser vnd ganzem reich vnd hernach durch den druck ynn alle welt erschollen vnd gewis gnug gemacht. Aber solchs alles vnangesehen wollen sie vnser lere [vn]-gewis machen aus dem artickele, zu Marburg von der liebe gestellet. Vnd stehet doch klar ym selben artickele, das wir des sacraments ...

Tod und Auferstehung in Luthers Predigt

Von Fritz Dosse, Wolfenbüttel

Drei Tage vor seinem Tode, am 15. Februar 1546, hat Luther in eine Postille eine Widmung geschrieben. Er schreibt zuerst ein Christuswort aus dem Johannesevangelium: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich (8, 51), und fügt hinzu: „Unglaublich ist das doch geredet, dennoch ist es die Wahrheit; wenn ein Mensch mit Ernst Gottes Wort im Herzen betrachtet, ihm glaubt und darüber einschläft und stirbet, so stirbt und fährt er dahin, ehe er sich des Todes versieht, und ist gewiß selig im Wort, das er also geglaubet, von hinnen gefahren.“ Das sind etwa nicht nur Gedanken, die sich einem alten Manne im Angesicht des nahenden Todes aufdrängen, nein, so hat Luther geredet und geschrieben, seit er die Wahrheit des Evangeliums neu entdeckte und damit um die Kraft des Gottes Wortes wußte, hinter dem alles andere für ihn in die zweite und dritte Linie zurücktrat; denn er wußte: alle Dinge kann des Menschen Seele entbehren ohne das Wort Gottes! In diesem Wort, das das Herz des Menschen wieder mit dem Herzen Gottes verbindet, haben wir auch hier auf Erden „genug Speise, Freude, Frieden, Licht, Kunst, Gerechtigkeit, Wahrheit, Weisheit, Freiheit und alles Gut überschwenglich“. Wer am Wort hängt und aus dem Wort lebt, ist auf Erden ein reicher Mensch, was immer ein reines und tapferes Herz begehrt, wird dem zuteil, der das lebendige und lautere Wort Gottes hat. Und doch kann Luther auch sagen, er wolle dies Wort nur deshalb predigen, weil es uns die Hoffnung auf ein ewiges Leben vor dem Angesichte Gottes verheißt und verbürgt. Was wir für das äußere Leben brauchen, können wir aus der Vernunft und aus der Geschichte lernen, das Evangelium ist uns dazu gegeben, daß wir ein Leben mit Gott führen, welches auch dann bleibt, wenn unser Erdenwirken ein Ende findet, „denn dazu sind wir getauft und berufen und hören das Evangelium, nicht wie wir reich werden, Gut und Ehre kriegen und erhalten, welches sollen die Juristen lehren und treiben; auch nicht, wie wir essen und trinken, welches sollen unsere Eltern schaffen; nicht wie man Land und Leute regiere und schütze, welches gehört Herren und Fürsten zu; sondern daß wir unser Herz richten auf ein ander Leben und Wesen, das noch nicht vorhanden ist und doch gewißlich kommen soll“ (S. 75).

Luther verachtet die irdischen Dinge so wenig, wie er der Juristen, der Eltern und der Fürsten Werk und Aufgabe verachtet; aber als Prediger des göttlichen Wortes und als Lehrer der Heiligen Schrift weiß er um ein anderes Leben, in dem es nicht um Gut und Ehre, Essen und Trinken, Regiment und Schutz geht, um ein Leben mit Gott und in der Ewigkeit Gottes, zu der der Mensch berufen ist, und zu dem er unterwegs sein soll. Diese Welt ist nur eine Brücke und das Leben in ihr nur ein Übergang zur Heimat hin.

Wie Luther in seiner Bibelauslegung oder in seinen Schriften von der Wirklichkeit des Todes, von Kampf und Not des Sterbens und erst recht von der Herrlichkeit der lebendigen Christushoffnung geredet hat, so hat er auch der Gemeinde in vielen Predigten die Größe und Höheit der Osterbotschaft verkündigt. Wir sind in der glücklichen Lage — wenn auch nur in der Nachschrift Georg Körers und in der Überarbeitung Caspar Cruzigers — eine Reihe von 17 Predigten zu besitzen, die der Reformator vom 11. August 1532 bis zum 27. April 1533 in Wittenberg über das 15., das Auferstehungskapitel, des ersten Korintherbriefes gehalten hat.¹⁾ Wie Paulus will sich Luther hier gegen die „schändlichen Klügler“ wenden, die „mit ihrem Geschwätz und Geplär der Christen Glauben in diesem Artikel schwächen und ein Narrenspiel daraus machen, wenn sie beginnen klug zu sein, und mit ihrem Kopf in die Schrift geraten“ (S. 8). Wie Paulus „will er die Seinen beständig im Glauben dieses Artikels erhalten und denselben aufs allergewaltigste gründen, daß ihn auch der Hölle Pforten nicht können umstoßen, wo man am Wort halten will und nicht der blinden törichten Vernunft Raum läßt, darin zu klügeln, welche von solchen hohen Sachen nichts weiß noch verstehen kann“ (S. 15).

Wir werden hören, wie nach Luthers Meinung das ewige Leben, zu dem wir von Gott berufen sind, schon hier auf der Erde beginnt, wie, wer es hier nicht hat, dasselbe auch jenseits des Todes nicht finden wird; aber es kommt erst durch den Tod zu seiner Vollendung und zu seinem wahren Wesen. Darum müssen wir, wenn wir von der Hoffnung Rechenschaft geben, auch von der Wirklichkeit des Todes reden. Man kann den Tod nicht wirklich übersehen; das ist das Gewisseste, was es gibt, daß wir alle einmal sterben müssen.

¹⁾ 1936 sind diese Predigten unter dem Titel „Von der Auferstehung der Toten“ von Dr. Adam Hohenberger bei Bertelsmann in Gütersloh neu herausgegeben. Ich zitiere nach dieser Ausgabe, auf die sich auch alle angegebenen Seitenzahlen beziehen.

Wir werden alle einmal zum Tode gefordert, jeder für sich, und jeder für sich ganz allein. Aber man kann den Tod verschieden ansehen. Luther sagt in seiner Predigt von dreierlei Art den Tod zu deuten. Der Mensch der Gottesferne und des Unglaubens sieht den Tod anders als der, dessen Gewissen vor Gott aufgewacht ist, und wieder anders sieht ihn der Christ, der im Glauben an den Auferstandenen ein getröstetes und getrostes Gewissen gefunden hat.

Luther weiß sehr wohl um die Gedanken des natürlichen Menschen. Solange die Menschen ohne Glauben in der Gottesferne leben, meinen sie, das Sterben sei nur ein biologischer Vorgang, „ein natürlicher Anfall, gleichwie ein Hund oder Sau oder ander Tier stirbt, oder wie die Sonne auf- und untergehet, das Gras wächst und verdorret, daß also alle Dinge von Natur vergänglich sind und wieder hinwegfallen, wie sie kommen sind“ (S. 58). Allenfalls spielen diese Leute ganz unverbindlich mit dem Gedanken, daß es vielleicht ein Leben nach dem Tode geben könnte. Der Prediger Luther macht diese Haltung seiner Gemeinde in einer fast humorvollen Anekdote deutlich; er erzählt von einem Schultheiß, „der zu einem Pfarrer sagte, da er sterben sollte, und der Pfarrer lange mit ihm von der Auferstehung disputierte und hätte ihn gerne überredet, daß ers glauben sollte: Ich wills zu warten glauben (sprach er), aber ihr werdet sehen, daß nichts daraus wird.“ Es ist für Luthers ungetrübten Blick in die Wirklichkeit bezeichnend, daß er fortfährt: „Also denket noch jetzt der meiste Haufe in der Welt. Aber wer ein Christ ist, der muß mit seinem Glauben nicht so lose stehen, sondern der Sachen gewiß sein, daß er wisse, wie er dran sei, und nicht sich lehre an ander Leute Wähnen und Wancken oder Spotten“ (S. 67).

Solche Gewißheit des Glaubens ist aber noch nicht dem Menschen gegeben, der aus einem wachen Gewissen heraus erkannt hat, daß seine selbstsüchtige Art, daß seine Glaubenslosigkeit und Gebetslosigkeit ihn in Widerspruch und Gegensatz zu Gott stellen. Was er mehr weiß als die Gleichgültigen und die Spötter, ist dieses, daß er vor der Ewigkeit verantwortlich ist; er ahnt, daß er einem ewigen Gott gegenüber Rechenschaft geben muß, „denn das hat keines Menschen Herz noch Weisheit erdacht noch von sich selbst erfunden, daß der Tod eine Strafe sei der Sünden“ (S. 87). Luther vertritt in seiner Auferstehungspredigt die Meinung, nur die Schrift lehre also, „daß unser Tod und Sterben nicht natürlicherweise herkommt, sondern eine Frucht und Strafe ist der Sünde unsres Vaters Adam, welcher hat sich so hoch vergriffen an der hohen Majestät, daß

er und alles, was von ihm kommt und auf Erden geboren wird, muß ewiglich des Tods sein und niemand auf Erden dem Unglück entgehen noch wehren kann“ (S. 88).

Aber es ist doch erst das Gesetz in der Schrift und nicht das Evangelium, das den Menschen die Augen für seine Verantwortlichkeit und für seine Schuld öffnet, und uns zugleich offenbar macht, daß der Tod die Folge der Sünde ist. Wir könnten vielleicht noch verständlicher sagen: der Tod ist das Ende der Sünde, denn wenn die Sünde Sonderung und Entfernung von dem Gott des Lebens ist, dann ist die Vollendung dieser Sünde das Ende des Lebens. Die praktische Folge, die der Mensch aus dieser Erkenntnis zieht, hält ihn noch ganz in den Grenzen der Gesetzesfrömmigkeit. Wenn er erkennt, daß er um seiner Sünde willen und durch seine Sünde vom Tode bedroht ist, dann versucht er, so lange er das Evangelium von Jesus Christus noch nicht kennt, durch frommes und gutes Tun gegen die Gefahr dieses Todes zu kämpfen. Luther ist diesen Weg als Mönch auch gegangen, er kennt sich auf ihm wohl aus und weiß, daß er nicht zum Ziele führt; dieser Weg der Gesetzesfrömmigkeit bringt den, der ihn geht, zur Verzweiflung. Wer keinen Christusglauben hat, „der muß sich zu Tod plagen und martern mit eigen Werken, damit er denket, Gott zu versöhnen; denn die Sünd und Tod bleibt ihm auf dem Herzen liegen als ein großer Mühlstein, daß er sich nicht darüber erheben kann, und muß darunter bleiben, daß er nichts denn Gottes Zorn fühlet, wie lang er mit Werken umgeheth, und kann sein Leben lang keinen fröhlichen Gedanken schöpfen, kann ihm auch niemand raten noch helfen, so lang bis er gar verzweifelt und durch solche unerträgliche Last zu Tod gedrückt wird“ (S. 121). Die Not, die aus solcher Haltung herauswächst, sieht Luther darin, daß der Mensch bei solcher Frömmigkeit den Mühlstein des bösen Gewissens niemals los wird, und daß er deswegen sein Herz niemals erheben kann, einen guten Gedanken gegen Gott zu fassen. Je mehr wir uns mit eignen Werken und Martern ängsten, um uns selbst zu helfen, desto ärger wird es; wir bleiben nach dem Wort des Hebräerbriefes durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte.

Wenn so der Mensch sich selbst nicht helfen kann, dann ist eine Hilfe gegen den Tod nur auf die Weise möglich, daß sie von einer anderen Seite kommt. Und diese Hilfe ist da, denn Gott, der Schöpfer, will das Leben, und weil er nicht nur der Schöpfer, sondern auch die ewige Liebe ist, darum will er das Leben

erhalten. In Gott liegt allein der Grund der lebendigen Hoffnung, „denn er will ein neues, ewiges Leben machen aus diesem zeitlichen Tod und Verwesen“ (S. 63). Dies neue Leben schafft Gott durch den, den das Neue Testament auch den Mittler der Schöpfung nennt, durch Jesus Christus; der Christus, der durch die Vergebung der Sünden die gestörte Gemeinschaft zwischen Gott und Menschen wieder herstellt, bahnt durch seine Auferstehung von den Toten auch den Weg in das ewige Leben. Das ist der christliche Glaube, den Luther in seiner Predigt der Gemeinde verkündet: Die Christen glauben den Artikel von Christi Auferstehung, sie wissen und verstehen seine Kraft, „nämlich daß dadurch der Tod überwunden würde, und wir aus demselben dahin bracht, daß wir ewig mit ihm leben sollen. Denn weil er unser Haupt ist und wir sein Leib und Glieder, so muß er durch seine Auferstehung uns auch auferwecken und in ein neues ewiges Leben setzen“ (S. 57/58).

Diesen Zusammenhang zwischen unserer Auferstehung und Jesu Auferstehung von den Toten macht Luther mit Paulus klar an dem Bild von dem Erstling Christus: „In dem Wort ‚Erstling‘ gibt er zu verstehen, daß er nicht allein sei, sondern daß ihrer mehr hernach folgen sollen; denn diesen Mann mußt du nicht also ansehen, daß er auferstanden sei von den Toten für seine Person allein, sonst hätten wir einen schlechten Trost daran, wenn es nicht solt weitergeben, und nützet uns nichts mehr, denn als wäre er nie Mensch worden ... sondern also muß man ihn ansehen, daß dies Sterben und Auferstehen dir und mir gelte. Und wie er um unsertwillen gestorben ist und unter der Erden gelegen, sowohl als du und ich sterben und unter die Erden müssen: also ist er auch um unsertwillen auferstanden; und hat uns den Wechsel gemacht, daß, wie er durch uns zum Tod gebracht ist, also wir durch ihn aus dem Tod wieder zum Leben kommen“ (S. 77). Christi Tod hat unsern Tod verschlungen. Wir erinnern uns an Luthers Osterlied:

Es war ein wunderlich Krieg, da Tod und Leben rungen;
das Leben behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen.

Die Schrift hat verkündet das,
wie ein Tod den andern fraß,
ein Spott aus dem Tod ist worden. Halleluja!

Diesen Sieg des Lebens und die Wirklichkeit des für uns erlittenen Todes kann man freilich niemandem beweisen, man kann sie nur erfahren, wenn sie an uns

selbst wirksam werden, was immer da geschieht, wo ein Mensch in das Leben der Christenheit und unter die Wirkung von Wort und Glaube gerät. Wer außerhalb dieses durch Wort und Glauben erneuerten Lebens steht, läßt sich auch nicht davon überzeugen, daß Wort und Glauben eine Kraft haben, die aus der Ewigkeit kommt und die in ihrer Wirkung über die Todeslinie hinausreicht. Da kann man reden und beweisen, so viel man will, „es ist alles umsonst und verloren . . . gleich als wenn du einen Türken wolltest überweisen mit unserm Glauben; denn er gesteht dir nichts und leugnet alle deine Gründe“ (S. 60).

Diese mangelnde Beweiskraft christlicher Glaubenssätze gegenüber denen, die nicht unter die Gewalt des Wortes und durch das Wort in den Lebensbereich des Christenglaubens gekommen sind, tritt natürlich da besonders zutage, wo es sich um die Aussagen der christlichen Hoffnung handelt. Weshalb? Die Auferstehungshoffnung widerspricht allem Augenschein, ja, nicht nur dem Augenschein, sondern auch den sittlichen Grundgedanken des natürlichen Menschen; das Wort von der Auferweckung um Christi willen ist wie das Wort vom Kreuz für die Welt eine Torheit. Man merkt es Luthers Predigt an dieser Stelle ganz deutlich an, wie er selbst mit den Zweifeln zu kämpfen gehabt hat, die aus dem Widerspruch gegen unsere Sinne und unsere Gedanken erwachsen: „das ist ja ein ungeschickt Ding, wenn man ihm will nachdenken, und hat mich selbst oft wunderbarlich und fremd angesehen, und ist ein schwerer Artikel ins Herz zu bringen, wenn ich sehe einen Menschen tot hintragen und bescharren, daß ich doch mit solchem Herzen und Gedanken soll davongehen, daß wir werden miteinander wieder auferstehen. Woher und wodurch? Nicht durch mich oder um irgendeines Verdienstes willen auf Erden, sondern durch diesen einzigen Mann; und das so gewiß und viel gewisser, denn daß ich da bescharrt soll werden oder einen andern bescharren sehe, welches ich doch sehr gewiß weiß und vor Augen habe. Darum heißets eine Predigt für die Christen und ein Artikel des Glaubens; denn was Welt ist, das hält für ein lauter Trügerei und schließt, daß nicht könne wahr sein, daß Gott so törlisch sollt handeln und urteilen, daß er um eines Menschen willen die ganze Welt ohne Unterschied sollt verdammen oder wiederum um eines willen alle ohne ihr Verdienst selig machen“ (S. 88/89).

Wo die Menschen der Welt — das sind für Luther die Menschen ohne Christenglauben — an ein Leben nach dem Tode denken, da meinen sie, wer da fromm

gewesen ist, der wird um dieser seiner Frömmigkeit willen am jüngsten Tage auferstehen und leben, jeder wird die Früchte seiner eigenen Frömmigkeit genießen oder entbehren. Luther sieht auch ganz deutlich, daß diese Meinung weithin unter den Leuten herrscht, „wie jetzt der Türken und zwar der ganzen Welt Glaube ist“. Bezeichnenderweise fügt er noch hinzu, „wenn er am besten ist“. Die christliche Botschaft aber, daß ein Mensch für alle Menschen soll gelten und wir alle durch fremdes Verdienst sterben oder leben sollen, „das heißet ärgerlich und lächerlich gelehret und gepredigt“ (S. 89).

Und weshalb hält sich Luther dennoch zu dieser ärgerlichen und lächerlichen Predigt? „Aber es hat auch Gotte also wohlgefallen, der da will die Welt betören und weise Leute zu Narren machen und sein Werk also ausrichten, daß es niemand begreifen soll“ (S. 89). Das ist Gottes Majestät und Ehre, daß seine Weisheit alles Begreifen übersteigt. Wie über jedem Blatt der Bibel, so steht erst recht über den Blättern der Osterbotschaft das Wort: meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. „Denn wenn ers so machete, wie ich und du begreifen und ihm vormaleten, was hätte er für Ehre davon? Oder was wäre er für ein Gott, der von uns sich lassen lehren und unser Weisheit nach richten und wirken sollt? Nun aber macht ers also, daß seine Weisheit höher bleibe denn unsere, und wir uns darein müssen gefangengeben und unser Klügeln lassen und sagen: „Nach meiner Weisheit wäre es nicht fein, aber weil du es sagst, so ist es recht und fein.“ Wer das nun nicht will, sondern seine Weisheit vor und über Gottes Weisheit setzet und darnach ihn richtet, der sehe, was er machet. Wir aber sollen und wollen unser Klugheit hierunter lassen über Kühe und Pferde, Bäume, Häuser, Äcker usw., da magst du klug sein, richten und regieren, wie du willst, und dabei bleiben. Aber in seine Weisheit und Regiment sollen wir nicht greifen, als das uns zu hoch und zu ferne ist, weil wir unter ihm und er über uns ist als unser Schöpfer und Herr“ (S. 89/90).

Warum betont Luther den Gegensatz von menschlichen und göttlichen Gedanken, vom natürlichen und christlichen Urteil hier so scharf? Er will doch wohl das eine hier herausheben, daß die Auferstehungshoffnung ihren Grund in keiner Weise in uns selbst hat. Wir können eine lebendige und beständige Hoffnung weder auf unsere Gedanken noch auf unsere Werke gründen; eine solche Hoffnung würde den Zweifeln unserer Gedanken nicht widerstehen und die Trauer

um unsere Toten nicht besiegen. Luthers lebendige Hoffnung hat einen festen Ankergrund, sie gründet in der ewigen Liebe Gottes, die in Christus, in seinem Kreuz und in seiner Auferstehung für den Glauben offenbar geworden ist. Solcher Glaube aber ist angesichts des tiefen Grabens, der zwischen göttlicher und menschlicher Weisheit liegt, nicht möglich als eine gedankliche Zustimmung, die aus eigener Erkenntnis kommt; er ist nur deshalb möglich, weil das Wort Gottes selbst den Glauben schafft, der im Gehorsam und Vertrauen, das heißt in ganz persönlicher Bindung des Herzens und des Gewissens, seine Erfahrungen macht, und so, ob er wohl ein Glauben wider den Augenschein bleibt, doch ein Glaube der Erfahrung ist. Darum ist auch das Leben mit Gott, auf das die lebendige Hoffnung wartet, nicht nur jenseits des Grabes wirklich und wirksam, nein, das Zeugnis von dieser Hoffnung begreift nur, wer das neue Leben schon hier auf Erden in der Erneuerung durch den Glauben kennen lernt. So sagt Luther, „daß man die Auferstehung also ansehen und fassen soll, als sei sie schon angegangen in Christus, ja bereits wohl mehr denn die Hälfte geschehen, daß, was noch vom Tod vorhanden ist, nichts denn ein tiefer Schlaf zu achten ist, und die künftige Auferstehung unseres Leibes nicht anders zugehen soll, denn wie einer plötzlich aus solchem Schlaf erwachet. Denn das vornehmste und beste Stück ist schon daran geschehen, nämlich, daß Christus, unser Haupt, erstanden ist. Weil aber das Haupt droben sitzt und lebet, so hat es nicht mehr not, und müssen wir, die an ihm hangen, als sein Leib und Glieder auch hienach“ (S. 78/79).

Wo ein Mensch in den Glauben gekommen ist, da hat die Auferstehung schon begonnen. Das ewige Leben beginnt nicht erst nach dem Tode, nein, es ist eine heute gegenwärtige Wirklichkeit, es heißt ja nicht deshalb ewig, weil es von unbegrenzter Dauer ist, sondern deshalb, weil es Gottes Leben ist, und an Gottes Leben haben wir teil, wenn wir durch Wort und Sakrament, durch Glauben und Christus mit Gott verbunden sind. Wo Gott ewige Liebe auf Erden wirklich Gestalt gewinnt, da ist ewiges Leben, wer den Sohn hat, der hat das ewige Leben. „Wenn ich nun solches weiß und glaube, so ist mein Herz oder Gewissen und Seele schon auch durch den Tod und Grab bei Christus im Himmel, lebt und freuet sich deselben; und haben also die zwei besten Stücke und viel mehr denn die Hälfte der Auferstehung hinweg“ (S. 79). Dem Gott, der so der Seele das ewige Leben geschenkt hat, traut Luther es ohne weiteres zu, daß er den Leib,

„den faulen Schelm hinachschleifen und den Rock wieder anziehen wird, daß wir ihn vor Augen sehen und mit ihm leben werden“ (S. 79). So gibt die Gottesverbundenheit des neuen Lebens im Glauben die Furchtlosigkeit gegenüber dem Sterben, ganz gleich, wo es uns ereilt, „es sei auf dem Bett oder sonst im Feuer, Wasser, Strick oder Schwert“ (S. 79), es wird nicht anders sein, als gebe der Teufel, „des Todes Meister und Schlächter“ uns „ein sauer Trünklein, wie man denen gibt, die man will schlafen machen, daß sie nichts mehr fühlen. Aber wir wollen wieder aufwachen und hervorkommen an jenem Tage, wenn die Posaune schallen wird; das soll er nicht wehren, weil wir schon jetzt in Christus mehr denn über die Hälfte aus dem Tode sind, daß er doch den armen Wanst und Madensack auch nicht kann behalten“ (S. 80).

Der Sieg des Glaubens ist eben schon hier auf Erden ein Sieg des Lebens. Luther wird nicht müde, das Bekenntnis zum ewigen Leben hier auf der Erde vor der Gemeinde zu wiederholen und ihr zu sagen, worin dieses ewige Leben besteht: „die Sünd ist ihm schon vergeben und ausgetilget, Gottes Zorn und die Hölle ausgelöschet, und lebet bereits gar in und bei Christo, nach dem besten Stück (welchs ist der Seele) teilhaftig des ewigen Lebens, ... sonst sind wir schon gar hindurch ins Leben kommen, weil Christus und meine Seele nicht mehr im Tod ist“ (S. 111).

Freilich ist dieses Leben mit Christus noch ein verborgenes Leben, und es ist zum andern nur erst ein Anheben und Werden, darum stehen wir noch im Kampf gegen den Tod, der ja der Feind des Lebens ist.

Im ewigen Leben stehen heißt für Luther, teilhaben am Reich Christi. Dieses Reich ist als Reich des Glaubens noch ein verborgenes Reich, in dem Christus durch das Wort regiert, aber noch nicht im sichtlichen, öffentlichen Wesen. Luther braucht einen anschaulichen Vergleich: Es ist „gleich, wie man die Sonne siehet durch eine Wolke. Da siehet man wohl das Licht, aber die Sonne selbst siehet man nicht. Wenn aber die Wolken hinweg sind, so siehet man beide, Licht und Sonne zugleich, in einerlei Wesen“. Christus ist die Sonne, er regiert mit dem Vater, aber man sieht diese Sonne nicht, sondern man sieht nur sein Licht in der Taufe und im Abendmahl. „Wir wollten auch wohl gerne, daß er so regierte wie Kaiser oder Könige mit äußerlicher Pracht und Gewalt ..., du sollst es nicht sehen, sondern glauben, nicht mit fünf Sinnen fassen, sondern dieselben zugetan, allein hören, was dir Gottes Wort sagt, bis solange das Stündlein kommt, da Christus

wird das eine Ende machen und sich öffentlich darstellen in seiner Majestät und Herrschaft“ (S. 99/101).

So lange wir noch hier auf Erden in diesem verborgenen Reiche Christi leben, hat auch der Tod noch ein Stück Majestät und Herrlichkeit. Solange ist unsere Hoffnung ein Stück des Kampfes, den wir kämpfen müssen, bis wir einmal hinkommen in den ewigen Frieden. Der Tod ist der Feind des Reiches Christi und damit der Feind derer, die durch Taufe und Glauben Glieder dieses Reiches sind, aber nicht minder ist Christus auch ein Feind des Todes, gegen den auch wir in der Nachfolge unseres Herrn streiten sollen. „Das heißt das Reich Christi recht gemalet und herrlich gepriesen und die Schrift gewaltig ausgelegt, daß er dasitz zur Rechten des Vaters und in dem Amt, daß er streite mit dem Tod und ihn unter die Füße werfe für die ganze Christenheit, wie er für seine Person schon ausgerichtet hat“ (S. 110). „Also lehret er uns trotzten wider den Tod im Glauben auf Christum, als der ein mächtiger Feind ist desselben, daß er ihn will rein abtun und ganz vertilgen . . ., weil er dem Tod feind ist, so will er auch kein Schrecken noch Furcht haben, sondern ist alle dem feind, was uns betrüben und schrecken will“ (S. 112/113).

So ist die Auferstehungshoffnung eine helle, fröhliche Tapferkeit, die auf den Sieg sieht, den Christus im Tode errungen hat. Dieser Sieg soll unser Trost, aber auch unser Trotz sein, „denn in desselben Namen sind wir getauft, hören und bekennen sein Wort“ (S. 76). Luther weiß wohl von der Freude und dem Trost der Hoffnung; wir wollen dankbar dafür sein, daß wir auch diesen Trost kennen und darum an Sterbebetten und an Gräbern trösten können; aber wir wollen auch und erst recht diesen lutherischen evangelischen Trotz lernen, der uns die lebendige Hoffnung zu einer Waffe im Kampf des Lebens macht, und alle Weichlichkeit, Furcht und Angst aus unserer Frömmigkeit entfernt.

Solche Kraft wird unsere Hoffnung freilich nur dann gewinnen, wenn sie nicht leer bleibt, sondern von einem lebendigen Gehalt erfüllt ist. Was ist es um das ewige Leben, dem wir entgegenwandern? Wie wird es sein, wenn sich die Tür zu Gottes Ewigkeit vor uns auf tut? Auch Luther kann auf diese Frage nicht vieles antworten, er kann vor allem, wenn er bei der Schrift bleiben will, nicht leere Neugier befriedigen, und doch ist das wenige, was er im Namen des Wortes und des Christusglaubens von den letzten Dingen bekennt, genug, um unsere Hoffnung ganz lebendig zu machen und zu erhalten. Man kann

die Antwort, die uns der Glaube gibt, in einem einzigen Wort des Neuen Testaments zusammenfassen: „Wir werden bei dem Herrn sein allezeit“ (1. Theff. 4, 17). Das Leben mit Gott, das wir hier beginnen, wenn Gott uns durch Christus das Herz abgewonnen hat, wird in der Ewigkeit zu seiner Vollendung kommen. Weil Ewigkeit nicht Zeit und weil „der Himmel kein Lokal“ ist, können wir in unserer an die räumlichen und zeitlichen Vorstellungen gebundenen Sprache nur in unzureichenden Bildern und Gleichnissen von der Welt der Ewigkeit sprechen. Es wird alles ganz anders sein, totaliter aliter, aber es wird hell und klar, leuchtend und herrlich sein, „da wird es gar ein ander Ding werden, aus dem Glauben ins klar Angesicht, aus dem Wort in das Wesen, aus dem dunklen Verstand eine lichte, helle Sonne“ (S. 122). . . . „die Schrift zeigt, daß dies weltlich Leben soll aufhören mit all seinem Jammer und Unglück und der leidige Teufel mit seinem Regiment, ja dazu auch alle beide, weltlich und geistlich Amt. Summa: Es soll ein Ende sein aller Dinge auf Erden und das angehen, des wir mit allen Heiligen von Anfang der Welt begehren und warten, daß Gott wird selbst und allein Herr sein und allein in uns, seinen Kindern, regieren, und desselben kein Ende wird sein“ (S. 98).

Es ist Luther nicht unbekannt, daß die kommende Welt nicht mit dem Maßstab unsres irdischen Lebens gemessen werden darf. Mann und Weib und Kind, Haus und Hof, Knecht und Magd, alles, was zum Ehestand gehört, wird nicht mehr sein, und wie das, was zum Ehestand gehört, einer anderen Ordnung Platz macht, so auch das, was aus ihm folgt: Obrigkeit und Ämter. Bezeichnend ist, daß Luther sagt, der Natur und Person nach würden Mann und Weib auch im Jenseits bleiben: „aber nicht also, daß sie Kinder zeugen, haushalten oder mit Bauchnahrung umgehen“ (S. 99).

Doch wichtiger als die Frage, was nicht mehr sein wird, ist die andere, worin denn nun das ewige Leben sein Wesen haben wird. Luther antwortet: „in Gott, in der unmittelbaren, ungehinderten Gegenwart Gottes“. In wundervollen Ausführungen macht der Reformator hier deutlich, daß wir in der Ewigkeit nun wirklich ganz unmittelbar aus Gottes Gegenwart und Gottes Kraft unser Leben haben dürfen. „Alsdann wird Gott sein alles in allem, das ist: Ein jeglicher wird an Gott selbst alles haben, was er jetzt an allen Dingen hat, daß, wenn er sich offenbaret, werden wir alle genug haben an Seel und Leib und nicht mehr so mancherlei bedürfen, wie wir jetzt auf Erden müssen haben, . . . aber dort wird es

alles aus sein und derselben keines mehr gelten, sondern werden an Gott so viel haben, daß kein Essen, kein Trank oder Malvasier so köstlich ist noch so wohl speisen und tranken kann, als Gott selbst mit einem Anblick tun wird, daß du immer stark und frisch, gesund und fröhlich, dazu heller und schöner sein wirst denn Sonn und Mond, also daß alle Kleider und Guldenstücke, die ein König oder Kaiser trägt, lauter Kot wird sein gegen dem, da wir werden allein von einem göttlichen Anblick durchleuchtet werden. . . . Was wir jetzt bei allen Kreaturen hin und her einzeln und stücklich müssen nehmen, wiewohl es auch von ihm herkommt und gegeben wird, dafür werden wir ohne Mittel ihn allein haben, ohne allen Mangel und Aufhören“ (S. 123/124).

Das ist doch wohl der Kern dieser bildhaften Gleichnisrede vom Inhalt lebendiger Auferstehungshoffnung: in der Gemeinschaft mit Gott vor seinem Angesicht und vor seinem Anblick werden wir ohne alle Mittel ein Leben ohne Mangel und ohne Vergänglichkeit haben. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß solche Gleichnisse auch für den Glaubenden Gleichnisse bleiben; aber wenn wir einmal eingesehen haben, daß wir Erdenmenschen vor der himmlischen Welt nur in unzureichenden Bildern reden und denken können, dann haben wir auch die Freiheit, in dieser Sprache von der ewigen Herrlichkeit zu sagen, auch hier gilt Jesu Wort: Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, dann könnt ihr das Reich Gottes nicht sehen. „Das versteht aber die Welt und grobe Leut nicht, welche stecken in ihren Gedanken dieses Lebens, wie sie gewohnt sind, und denken, daß der Bauch wahrlich muß gegessen und getrunken und der Leib seine Notdurft haben, soll er anders leben; können das nicht begreifen, daß Gott besser kann nähren allein durch seinen Anblick denn alle Brot und Speise auf Erden, dadurch er doch auch jetzt selbst das Leben gibt und nähret und wandelts in Fleisch und Blut, Mark und Bein usw. Kann er nun das tun durch Brot und Wein, das doch selbst nicht das Leben hat, sollt ers denn nicht viel mehr durch sich selbst können tun als der Schöpfer und Herr aller Kreaturen?“ (S. 124).

In der königlichen Freiheit kindlichen Glaubens kann Martin Luther von jenem Leben in Gott und bei Gott reden und immer von neuem stellt er den einen Gedanken in den Vordergrund, daß wir das Leben, das uns Gott auf Erden durch die Mittel der Schöpfung gibt, dort aus seiner unmittelbaren Gegenwart haben sollen: „Siehe, das ist der Trost, so wir auf jenes Leben haben, daß Gott selbst soll unser und alles in uns sein. Denn nimm dir vor alles, was du

gerne hättest, so wirst du nichts Besseres noch Lieberes finden zu wünschen, denn Gott selbst zu haben, welcher ist das Leben und ein unerschöpflicher Abgrund alles Guten und ewiger Freude. Nun ist kein edler Ding auf Erden denn das Leben, und alle Welt kein Ding mehr fürchtet denn den Tod und nichts höher begehret denn Leben; den Schatz sollen wir über alle Maßen und ohne Aufhören in ihm haben. Da soll dir der Himmel (wenn du wolltest) eitel Joachimstaler und Gold regnen, die Elbe voll eitel Perlen und Edelstein fließen, die Erde allerlei Lust bringen, daß wenn du zu einem Baum sagtest, müßte er eitel silberne Blätter und güldene Apfel und Birnen tragen und Gras und Blumen auf dem Felde wie eitel Smaragden und allerlei schöne Edelstein leuchten. Summa: Woran dein Herz wird Lust und Freude suchen, das soll reichlich da sein; denn es heißet, Gott soll selbst alles in allen sein. Wo aber Gott ist, da müssen alle Güter mit sein, so man immer wünschen kann“ (S. 129/130).

Der Mensch der Erde sagt, wenn ich alle Dinge habe, dann habe ich Gott, aber dieser Gott der Erdenmenschen bleibt in der Vergänglichkeit aller Dinge und macht den Menschen zum Knecht. Luther sagt gerade umgekehrt, wenn ich Gott habe, dann habe ich alle Dinge. Dieser Glaube macht den Menschen frei und macht damit aus dem Knecht das Kind in Gottes Vaterhaus. Das ist die Herrlichkeit in Ewigkeit!

Von den Fragen, die durch die christliche Botschaft von Tod und Auferstehung in uns geweckt werden, möchte ich noch zwei von Luther beantworten lassen. Die erste Frage ist die von der Auferstehung des Fleisches. Wenn Luther mit dem Neuen Testament die Auferstehung des Fleisches oder des Leibes bekennt, so weiß er doch, daß wir über das Wie dieser Auferstehung nicht mehr sagen können, als Paulus in dem Gleichnis von dem vergehenden und neuwerdenden Samenkorn aussagt, und daß es darum töricht wäre, wenn einer sich in den Grenzen unsrer irdischen Gedanken und Vorstellungen Sorge darum machte, ob denn solche Auferstehung des Leibes möglich sei. Luther wendet sich gegen „die scharfen Gesellen“, die diesen Artikel aufs meisterlichste, wie sie meinen, auslachen und verspotten. Diese Leute fragen, was für Leiber denn die Auferstandenen haben sollen, woher sollen sie alle zu essen und zu trinken nehmen, wenn die Toten immer wieder Jahrhunderte lang auferstehen, ja, wenn gar Jahrtausende hingehen, ohne daß diese Auferstehung ein Ende nimmt? Dann möchte wohl alles Fleisch und Brot, das auf der Erde ist, in einem Tage verzehrt werden.

Und woher nehmen sie Kleider und Schuh, Decke und alles, was zur Leibs Nahrung gehört? Ja, woher soll überhaupt noch der Raum für diese ungezählte Menge gefunden werden? Und wo sollen alle Könige, Fürsten und Herren bleiben, sollen alle von ihrem ersten Stamm her einerlei Land und Regiment haben? Wie soll es mit der Güterteilung werden, wenn Ahnen, Väter, Kinder und Enkel alle miteinander da sind? Mit meisterhafter Ironie stellt Luther alle diese Fragen zusammen, ein Flugblatt der Freidenker könnte das heute nicht besser machen. Aber Luther weiß auch, was er diesen Klüglern zu antworten hat: „Sie sehen und denken nicht weiter denn nach ihrem säuischen Kopf, wie es mit diesem Leben zugehe, und klügeln also daher, . . . Ja, freilich reimt sichs nicht, wenn man die Vernunft drum fragt, wie es soll zugehen in dem Leben, davon sie doch nichts wissen soll noch kann; und ist wahr, wenn es nicht anders sollt sein, denn sie versteht, so wollt ich auch keines andern Lebens begehren. Aber es heißt nicht nach unser Vernunft, sondern nach Gottes Wort richten, wie es zugehen soll, welchs uns lehret, daß nicht dies alte, gebrechliche, sondern ein neu, rein ewig Leben werden soll“ (S. 166/167).

Dabei meint Luther aber, daß es in jenem Leben doch auch Unterschiede geben wird, freilich nicht die Unterschiede der Gesellschaftsordnung, es wird „kein Unterschied der Stände sein, kein Fürst, Herr, Prediger noch Untertan“, aber ein Unterschied „nachdem sie hier gearbeitet und gelebt haben, . . . daß einer wird höher Klarheit haben denn der ander, als der mehr getan oder gelitten hat in seinem Amt . . . also wird ein jeglicher nach seinem Amt Unterschied und Ehre haben; und doch gleichwohl in allen ein Gott und Herr sein und einerlei Freud und Seligkeit. Nach der Person soll keiner mehr sein noch haben denn der ander, S. Peter nicht mehr denn du und ich. Aber gleichwohl muß ein Unterschied sein der Werke haben; denn Gott hat durch S. Paulus nicht getan, das er durch Jesaja getan hat, und wiederum. Darum wird jeglicher sein Werk mitbringen, dadurch er wird leuchten und Gott preisen“ (S. 167/168).

Und nun zum Schluß noch die eine Frage, die sicherlich manchem unter uns schon zu denken und zu grübeln, zu hoffen und zu zweifeln Anlaß gegeben hat, ich meine die Frage, ob wir in der Ewigkeit die Menschen, die wir hier auf Erden lieb gehabt haben, wiederfinden und erkennen werden. In seiner Predigt über 1. Kor. 15 ist Luther auf diese Frage nicht eingegangen, aber es ist merkwürdig und für uns eine Freude, ja wie ein Vermächtnis, daß Luther

am letzten Abend seines Lebens, wenige Stunden vor seinem Heimgang, über die Frage nach dem Wiedersehen in der Ewigkeit eine Antwort gegeben hat. In dem Bericht, der aus jenen Tagen auf uns gekommen ist, heißt es: auch gedachte der Herr Doktor denselben letzten Abend über Tische dieser Frage: ob wir in jener seligen, ewigen, künftigen Versammlung und Kirchen auch einander erkennen würden, und da wir fleißig baten des Berichts, sprach er: Wie tät Adam? Er hatte Eva sein Lebetag niemals gesehen, lag da und schlief, als er aber aufwachte, da sagte er nicht: Wo kommst du her? Wer bist du?, sondern: Das ist Fleisch von meinem Fleisch, und das Bein ist von meinem Bein genommen. Woher wußte er, daß dieses Weib aus keinem Stein gesprungen war? Daher geschah es, daß er des Heiligen Geistes voll und in wahrhafter Erkenntnis Gottes war. Zu dem Erkennen und Bild werden wir in jenem Leben in Christo wieder erneuert, daß wir Vater und Mutter und uns untereinander kennen werden von Angesicht besser denn wie Adam und Eva.¹⁾

Luther hat seine Antwort in einem Gleichnis gegeben, das uns zeigt, wie er in allen Dingen biblisch dachte und wie er alle Wirklichkeit biblisch sah. Was er sagen will, ist doch dieses: Zu dem Leben, in das uns Christus erneuert, gehört auch die Klarheit einer Erkenntnis, die durch keine Verkehrung des Wesens und durch keine Verfehlung der Wirklichkeit getrübt ist. Wenn wir in der Gegenwart Gottes leben, dann leben wir auch in der Klarheit Gottes, in einer Klarheit, in der wir auch alle die erkennen, denen hier auf Erden unser Herz gehörte. Haben wir sie hier schon besser erkannt als andere Menschen, weil wir sie lieb hatten, so werden wir sie dort, wo keiner mehr etwas vor dem andern zu verbergen hat, erst recht erkennen.

So hat Martin Luther von der lebendigen Auferstehungshoffnung des Christenmenschen gesagt und gepredigt, gesungen und geschrieben. Wer seine Predigt über das 15. Kap. des ersten Kor.-Briefes zur Hand nimmt, wird über das hier Gesagte hinaus, noch vieles Neues und Schönes finden, wird dann auch von dem lesen, was der Reformator über die Auferstehung zum Gericht gesagt hat, dem die Unchristen entgegengehen. Hier sollte insonderheit von der Hoffnung der Auferstehung die Rede sein. Für den, der in solche Hoffnung hineinwächst, bekommt die Wirklichkeit des Todes ein ganz anderes Gesicht; für den ist der Tod nicht nur

¹⁾ C. Hefsenmüller, Dr. Martin Luthers Wirken, Tod und Begräbnis. Braunschweig 1846. S. 85f.

ein natürliches Ende, nicht nur ein biologisches Geschehen, das ist nur das äußere Gewand. Für den ist der Tod auch nicht mehr der Sünde Sold, sondern die letzte große Aufgabe, die Gott uns gestellt hat, die Aufgabe, an der wir lernen müssen ganz von uns selbst loszukommen, damit wir das Leben gewinnen, das wir niemals vom Ich her, sondern immer nur vom Du her haben. Darum gilt für den Menschen, der der Selbstsucht und der Ichhaftigkeit verfallen ist, daß das wahre Leben ist, das den Tod hinter sich hat. Dann regiert lebendige Hoffnung unser Leben, wenn wir bereit sind, den Tod willig und gehorsam anzunehmen, und wenn wir glauben lernen, daß Gott uns mit dem Sterben etwas Großes auferlegt.

Luthers Deutung des Alten Testaments aus seiner Sicht der Geschichte

Von Arnold Schleiff, Königsberg (Pr.)

Die Frage nach dem Alten Testament ist zweifellos von solcher Bedeutung, daß keine christliche Kirche an ihr stumm vorbeigehen darf. Selbst seine Verächter werden zu einer ausdrücklichen Stellungnahme und zu einer Auskunft über ihre Gründe bereit sein müssen.

Bei solchen Fragen ist es gut, sich auf die Väter unserer Kirche zu besinnen. Freilich ist es so, daß L u t h e r (von dem hier ausschließlich die Rede sein soll) von jeder Seite beansprucht und zitiert werden kann, wie dies ja auf fast jedem Gebiet unseres religiösen oder geistigen Lebens der Fall ist. Und niemand, der Luther kennt, wird bestreiten, daß sich bei ihm an manchen Stellen Allegorien in der kritiklosen Art des Mittelalters finden neben starken und derben Ablehnungen ganzer Partien des Alten Testaments überhaupt. Es erscheint darum gut, einmal nicht nur Luthers direkte Äußerungen über die Bücher des Alten Testaments, wie sie sich etwa in zusammengefaßter Form in seinen Vorreden finden, zu beachten, sondern allgemein seine Methode und seine tatsächliche Haltung herauszustellen.

1. Beginnen muß dies mit einem kurzen Wort über Luthers Ansichten von den Sprachen der Bibel und ihrem Studium. Wittenberg war, durch Luther

und Melanchthon, zu einer der modernsten Universitäten jener Zeit geworden. Ein Lehrstuhl des Griechischen, der durch Melanchthons Berufung besetzt wurde, sowie einer des Hebräischen waren geschaffen worden. Nun mag es scheinen, als hätten hier — ebenso wie etwa in Erfurt — die Humanisten das Feld gewonnen. Aber Luthers Haltung ist nicht der historisch-kritische Wissensdrang des Humanismus. Melanchthon hatte in seiner Antrittsvorlesung in Wittenberg es so formuliert: „und wenn wir den Geist zu den Quellen — ad fontes — hinführen, wollen wir damit Christus begreifen“ (LX. XI 23). Der junge Melanchthon hat damit, noch kaum in den Geist der Wittenberger eindringend, die Abzweckung des Studiums erkannt: Christus begreifen.

Die Kritik an der alten Kirche hat Luther nach den Gründen des Verfalls fragen lassen. In seiner Schrift „An die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen“, aus dem Jahre 1524 stellt er die Frage: „Was ist nun die Schuld, daß unser Glaube so zu Schanden wird?“ Und er findet die Antwort: „Nämlich: daß wir die Sprachen nicht wissen, und da gibt es keine Hilfe, denn die Sprachen wissen“ (WA. 15, 39). Der Teufel, der die Kirche in der Welt stets zu hemmen versucht, ist hier am Werk: „Der Teufel roch den Braten wohl: wenn die Sprachen hervor kommen würden, so würde sein Reich ein Sach (= Loch) gewinnen, das er nicht leicht zustoßen konnte. Weil er nun nicht vermochte zu wehren, daß sie herauskamen, so denkt er doch, sie so schmal zu halten, daß sie von sich selbst wieder vergehen und fallen sollen“ (15. 36). Denn die Sprachen sind ja der Weg zum Wort Gottes, sie sind die Form, in der das Evangelium Gottes zu den Menschen kommt. In der zitierten Schrift sagt Luther: „Die Sprachen sind die Scheiden, darin das Messer des Geistes steckt. Sie sind der Schrein, darin man dieses Kleinod trägt. Sie sind das Gefäß, darin man diesen Trank fasset. Sie sind die Truhe, darin diese Speise liegt“ (15. 38). Deshalb nennt Luther das Hebräische „heilige Sprache“, weil Gottes Geist und Wort darin getragen wird; auf keinen Fall soll dieses aber heißen, daß die Sprache an sich selbst heilig ist. Dies ist sie nur „um des heiligen Wortes Gottes willen, das darin verfaßt ist“ (15. 38). Ebenso heißt auch das Griechische „heilige Sprache“, weil sie „vor anderen dazu erwählt ist, daß das Neue Testament darin geschrieben wurde“ (ebd.).

2. Nach zwei Richtungen mußte Luther abwehren. Er war sich bei aller Betonung des förmalen Sprachstudiums darüber klar, daß damit allein ein Ver-

ständnis der Bibel nicht erreicht werden kann. Man kann nicht mit der Grammatik zugleich den „Verstand“ (wie er es nennt) erlernen. Die Kenntnis der Grammatik beruht zunächst allein auf unserer „nackten Vernunft“ (nudum ingenium, 1. 507) und macht nur „Klüglinge und eigensinnige Geister“, „selbstgewachsene Meister“, die nach ihrer Meinung „mit ihrer Klugheit weit über den Himmel reichen“ (21. 230). Der Humanismus seiner Zeit (Erasmus!) schien Luther nichts weiter zu erreichen, als daß er zu der Arbeit an der heiligen Schrift „einen Sack voll leerer Wörter“ (25. 172) herbeischleppt. Noch schärfer gilt dieses Urteil den jüdischen Schriftgelehrten; die ersten Bemühungen, den Lehrstuhl des Hebräischen in Wittenberg zu besetzen, hatten Luther viel mit gelehrten getauften Juden zusammengeführt. Schon gegen den ersten von diesen, Johann Böschenstein, hat Luther die Beschwerde, daß er den Studenten jüdisch zu schwätzen beibringe, statt ihnen den Gehalt der Worte und Schriften zu lehren (Br. 1. 223). So ist denn Luther nach einigen mißglückten Versuchen wieder davon abgekommen, den Lehrstuhl des Hebräischen mit einem getauften Juden zu besetzen; seine Erfahrungen waren übrigens auch in anderer Weise schlecht; von einem dieser kurzfristigen Professoren sagt er gelegentlich, daß er sich „etwas unkultivierter als ziemlich“ (paulo inurbanius quam decet) aufführe (Br. 2. 101). Eines nur könne man von den Juden lernen: die Grammatik. Aber wenn ein Christ „bei den Juden Verstand in dre Schrift suchen will, was tut der anderes, als der, der bei einem Blinden das Gesicht, bei einem Rasenden Klugheit, bei dem Tod das Leben, bei dem Teufel Gnade und Wahrheit sucht“ (53. 646).

Auf der anderen Seite mußte Luther auch die Weise der mittelalterlichen Schriftbehandlung ablehnen. Diese war zwar in hohem Maße Schrift-„Deutung“; aber die Allegorisierungen führten wahllos und unbekümmert über den Rahmen der Schrift hinaus. Die Deutung und das vorliegende Wort fielen auseinander; man fand zwei „Sinne“ aus dem Text. „Den schriftlichen Sinn — sagt Luther zu dieser Methodik — heißen sie die Erzählung einer Geschichte, wie sie daliegt in der Schrift nach den Worten und in dem Verstand, den die Worte natürlich geben. Geistlichen Sinn aber heißen sie, wenn man unter den Worten einen anderen heimlichen Verstand findet“ (22. 213). Dies führt zu einer gewaltsamen Auseinanderreißung, und es „leidet die Schrift nicht solches Spalten des Buchstabens und des Geistes“ (7. 651). Es gibt keinen heimlichen Verstand, der abseits des vorliegenden Buchstabens aus der Schrift herauszu-

suchen sei. „Der heilige Geist ist der aller einfältigste Schreiber und Redner, der im Himmel und auf Erden ist; darum haben seine Worte auch nicht mehr als einen einfältigen Sinn, welchen wir den schriftlichen oder buchstabischen Jungensinn nennen“ (7. 650).

Luthers Rückgang auf das Wort der heiligen Schrift hat aber keineswegs mit einem Verbalinspirations-Dogma etwas zu tun. Der Text, der vorliegt, geht wohl dem Deutenden voran; aber damit gewinnt das geschriebene Wort, der Buchstabe nicht einen absoluten Wert. Das Wort ist einmal Form der Inkarnation, Gefäß, in dem Gott sich uns nähert. Und zum anderen ist „die Sprache, Rede und Stimme eine Gabe Gottes wie andere Gaben, wie eine Frucht von den Bäumen“ (24. 4). Das Wort ist Frucht und Gabe Gottes; es ist nicht der Geber selbst. Der Abfall auf das Dogma der Verbalinspiration war einer späteren Zeit vorbehalten; die Orthodoxie in dem Jahrhundert nach Luther erst verfiel auf sie.

Die Schwierigkeit der Deutung der Schrift liegt für Luther darin, daß die Worte deutlich und handgreiflich vorliegen; aber daß sie doch nicht das Eigentliche, der sachliche Gehalt sind. Dieses Verhältnis von „Wort“ und „Sache“ gilt es also zu bestimmen. Sie gehören unlösbar zusammen, als Vorangehendes und Folgendes: „Nicht die Sache ist dem Wort — sagt Luther einmal —, sondern das Wort der Sache unterworfen und hat ihm zu weichen; billigerweise folgt das Wort dem sachlichen Sinn“ (5. 654). Noch ausführlicher äußert er sich gelegentlich in der Genesisevorlesung hierüber: „Die Natur hat es so eingerichtet, daß die Worte den Sachen dienen müssen, nicht die Sachen den Worten. Wenn die Sache nicht erkannt ist, ist es unmöglich, daß die Worte richtig verstanden werden können. Die Kenntnis der Worte ist zwar äußerlich das erste, aber dennoch ist die Kenntnis der Sache das bessere. Denn wenn die Sachen verkehrt sind, gewinnen die Worte auch einen verkehrten Sinn“ (42. 194).

4. Daß Luthers Deutung des Alten Testaments sich auf Grund dieser Einstellung notwendigerweise von der mittelalterlichen Art der Deutung trennen mußte, ist klar. Über die Motive der Allegorisierung, mit der man die Schrift auslegte, haben wir ein Zugeständnis, das für die ganze abendländische mittelalterliche Kirche gelten mag; Beda Venerabilis schreibt in seinem Kommentar zum 1. Buch Samuelis zu der Geschichte von Elkana und Hanna: „Wenn wir

uns nur um die Buchstaben der Schrift nach der Art der Juden kümmern, was haben wir dann bei den täglichen Verfehlungen, ... welche geistliche Lehre haben wir dann unter den unzähligen Irrtümern dieses Lebens. Was nützt es uns, wenn wir sehen, daß Elkana zwei Frauen gehabt hat, ... wenn wir nicht die allegorische Deutung kennen würden“. Elkana bedeutet so „Possessio dei“; wer also (so deutet der große Exeget Nikolaus von Lyra) Eigentum Gottes (possessio dei) sein will, muß in einer zweifachen Ehe stehen, zuerst mit Hanna, das ist Gnade, und dann mit Peninna, das ist Buße (conversio). Die ganze Gnadenlehre des späten Katholizismus wird so aus dieser Geschichte allegorisch herausgefunden. Luther legt diese allegorische Deutung ab; für ihn ist Hanna einfach ein Vorbild des Glaubens. Die Verse 1. Sam. 1. 17 u. 2. 6 werden von ihm immer wieder angeführt, um die Größe und Freiheit des bedingungslosen Glaubens zu zeigen.

Die Lösung von der althergebrachten Schriftauslegung ist freilich nicht ruckartig vor sich gegangen. Der Wandel, den etwa die Gestalt Davids in Luthers Deutung durchmacht, zeigt deutlich den Weg, den er gehen mußte. David bezeichnet für die mittelalterliche Exegese Christus. Dies übernahm Luther zunächst; „es ist kein Zweifel — schreibt er 1519 — daß Davids Kriege und Sieg Christi Passion und Auferstehung bedeuten“ (5. 490). Später ist David für ihn der Mann, der aus felsenfestem Glauben Taten tut. „David glaubt's, ehe er Goliath schlug, er hatte das Wort, also konnte er sagen: Gott hat dich in meine Hand gegeben“ (37. 296). Oder in der Genesisvorlesung heißt es: „Wenn David nicht voll Glaubens gewesen wäre, hätte er niemals solche Taten getan“ (44. 752). Die Deutung des Ammoniterkönigs Nahas (1. Sam. 11) hat eine ähnliche Entwicklung. Die mittelalterliche Schrifterklärung findet in Nahas den Teufel; das rechte Auge, das er den Männern von Jabes nehmen wollte, bedeutet den Glauben, den der Teufel zu vernichten trachtet; so finden alle Züge der Erzählung eine heimliche Deutung. Luther übernimmt zunächst dies. Dann aber erkennt er die Grundlosigkeit solcher Deutung und sagt, daß Nahas nur das Beispiel eines bösen Menschen ist und er einfach seine Bosheit erfüllen wollte (simpliciter voluit explere malitiam suam, 43. 38).

Die Männer und Geschehnisse des Alten Testaments sind so Beispiele, zum Guten und zum Bösen. Es finden sich aber nun auch solche Beispiele aus der anderen Historie. Luther kannte die Geschichte der alten Völker gut genug, um auch

sie an vielen Stellen anführen zu können; und auch die Geschichte seines eigenen Volkes gab ihm solche Beispiele reichlich an die Hand.

Wie David ein Beispiel des festen Glaubens ist, so kann Luther auch von dem Feldherrn Hannibal als einem, der aus dem Geist handelt, sprechen. Als David Goliath schlug, vermochte er dies, obwohl er kaum einen Harnisch tragen konnte, denn er war „ein Meister von Gott dazu geschaffen“. Ebenso sagt Luther von Hannibal, daß er „von Gott selbst geschaffen war als ein Meister“ (53. 664). Hannibals, Alexanders, Cäsars Taten sind Beispiele, „sind alles Gottes und der Engel Werk“; denn sie handelten aus einem Mut, den ihnen „sein Engel eingab von außen und Gott von innen“ (23. 515).

Damit ist die Geschichte des Alten Testaments scheinbar mit jeder anderen Geschichte auf eine Stufe gerückt; sie verliert ihren eigentümlichen Vorrang und kann durch die Geschichte eines jeden Volkes ersetzt werden. Schon Luthers Zeitgenossen erkannten, daß der Reformator hier zu einer Konsequenz hinzutreiben schien, die den Körper der Bibel einmal auflösen konnte. Eines Tages wurde er deshalb, als das Gespräch auf die Helden des Richterbuches kam, über Tische von seinen Freunden gefragt, „was für ein Unterschied wäre zwischen Simson, der eine große Stärke gehabt habe und dieselbe aus dem Geist, und Julius Cäsar oder einem anderen großen und starken Mann“ (Tischr. 1. 473).

6. Dieses Problem muß Luther selbst ziemlich stark beschäftigt haben. Als sein Freund, der Eisenacher Superintendent Justus Menius, eine Erklärung zu dem 1. Buche Samuelis herausgeben wollte, schrieb Luther (1532) eine Vorrede dazu, in der er zu diesem Problem ausdrücklich Stellung nahm. Die Alten haben — so schreibt er — die Historie des Alten Testaments unglücklich behandelt. Sie haben den Glauben nicht beachtet und kalte und unsinnige Allegorien in der Schrift gesucht. „Wenn man aber über den Glauben zu handeln in den heiligen Schriften unterläßt, dann sind freilich die Geschichten der Heiden bei weitem großartiger und prächtiger“ (30M 539 f.). Die Frommen des Alten Testaments sind für Luther Träger der Geschichte Gottes; was sie tun, ist „ohne Gnade nicht möglich“ (11. 261). Luthers Geschichtsauffassung, die diese Stellung bedingt, ließ die Geschichte von Beginn der Welt an über die Heroen des Alten Testaments hin zu Christus, zu seiner eigenen Zeit verlaufen. Immer werden, in der Geschichte Israels und bis heute, die Frommen verfolgt, und Christus wird täglich gekreuzigt (3. 167). Im Grunde genommen steht dahinter die Anschauung des kirchlichen

Mittelalters, dem die Einheitlichkeit der Geschichte Alten und Neuen Testamentes als *Historia sacra* glaubensmäßig feststand. Für Luther freilich verläuft diese „Zeilige Geschichte“ oftmals im Verborgenen; aber daß in den Frommen des Alten Testamentes genau wie in denen des Neuen Testamentes (und dies ist die ganze Zeit seit Christus) Gottes Gnade und Christus als innere Kraft wirkt, ist ihm gewiß. In der protestantischen Geschichtsschreibung, bei Flacius und bei Gottfried Arnold und anderen erscheint diese Geschichtsanschauung wieder. Erst die Zeit der Aufklärung gab zu ihrer endgültigen Kritik Anstoß.

Christus ist für Luther also als inneres Prinzip auch in den alttestamentlichen Glaubenden mächtig. Das Reich Aegypten unter der Kanzlerschaft Josephs ist ein „selig christlich Reich“ (16. 5f.) gewesen. Ein Mensch wie Simson muß ein „rechter Christe und voll Geistes“ (11. 261) gewesen sein. David erlebt die Rechtfertigung aus Glauben; sie ist möglich „aus dem Versprechen des Christus, der kommen wird“ (40². 402). Deutlicher noch als David hat Salomo von Christus Kenntnis und Glauben gehabt (4. 504). Die Zusage und das Heil, das im Sakrament des Neuen Testamentes liegt, ist ebenso in dem „Sakrament“ des Alten Testamentes: „Es ist ein Irrtum — schreibt Luther — die Sakramente des Neuen Testamentes von den Sakramenten des Alten Testamentes zu unterscheiden. Es ist derselbe Gott, der uns durch die Taufe und das Abendmahl rettet, der Abel durch das Opfer gerettet hat, und Noah durch die Arche“ (6. 552).

Diese Sicht der Geschichte fordert Luther also, um das Alte Testament verstehen zu können. Beides ist erforderlich: eine exakte und vollkommene Beherrschung der Sprachen einmal; aber zum anderen und dringlicher eine Kenntnis der heiligen Geschichte (*Cognitio historiarum sacrarum*, 25. 87). Von dieser Geschichtssicht aus vermag Luther den Text des Alten Testamentes zu deuten. Diese Kenntnis der Sache muß zuerst und auf jeden Fall da sein. Ohne sie ist das Alte Testament wertlos. Wenn aber — was vorkommt — ein Satz oder ein Abschnitt damit in Widerspruch gerät: „das ist ein Dreck! So werfen wir ihn simpliziter hinweg“ (Tischr. 5. 218). Über den Umfang dessen, was Luther hinwegzuwerfen sich getraute, hat er je und je geschwankt. Niemals hat er — außer dem inneren Prinzip seiner Einsicht von der Priorität der „Sache“ — ein äußeres Prinzip angegeben, nach dem man scheiden kann. Das ist die Freiheit, die wir haben, daß uns keine verbindliche Regel an einen Buchstaben bindet. Wer die Kenntnis der Sache hat, ist ein Herr über den Buchstaben. Luther selbst sagt ein-

mal, sich mit dem Humanisten Erasmus vergleichend, daß jener die Worte und Buchstaben wohl gut kenne, aber von der Sache nichts weiß; er aber kenne die Sache, auch wenn er von den Worten nichts versteht.

Denn das Wort, an das die Sache mühsam gebunden wird, ist wouüberall nur Depravation, nur ein Abfall des Geistes auf das Dingliche. Selten, und nur in den größten, kampfvollsten und selbstsichersten Jahren seines Lebens, wagt Luther diesen kühnen Schluß, die Buchstaben völlig zu verlassen, in klarer Erkenntnis dessen, daß ihnen die Unvollkommenheit menschlichen Geistes die Form gegeben hat. Im Jahre 1522 schreibt er in einer Predigt: „daß man aber hat müssen Bücher schreiben, ist schon ein großer Abbruch und ein Gebrechen des Geistes, daß es die Not erzwungen hat“ (10 I¹. 627).

Bücherschau

D. Martin Luthers Werke. Kritische Gesamtausgabe. Die Deutsche Bibel 9. Band. 1. Hälfte. Verlag S. Böhlau Nachf., Weimar. 1939. XXXVII + 571 Seiten. RM. 40.—.

Der 9. Band der Deutschen Bibel Luthers in der Weim. Ausg. bringt den Text des Buches Josua und des 1. Buches der Könige. Der Textteil ist von Dr. phil. Erika Kohler bearbeitet. Dozent Dr. Arnold Schleiff-Halle, inzwischen in Königsberg, bietet dazu eine theologisch-ergetische Einleitung und theologisch-ergetische Erklärungen. Die Einleitung ist eine quellenmäßig sehr gründlich belegte Monographie über Luthers Verhältnis zur hebräischen Sprache. Die Geschichte der Professoren fürs Hebräische an der Wittenberger Universität wird geboten, Luthers Kenntnis des Hebräischen und der ihm zur Verfügung stehenden Lehrbücher, seine Zusammenarbeit mit seinen im Hebräischen besonders kundigen Mitarbeitern bei der Bibelübersetzung wird dargestellt. Insbesondere wird aber seine Unterscheidung von Grammatik und Sache als für das Verständnis seiner Übersetzung entscheidend herausgestellt. Dabei ergibt sich Luthers scharfe Antithese gegen die rabbinische Auslegung des Alten Testaments und die Aufgabe, die er den evangelischen Theologen stellt, das Alte Testament den Juden zu entreißen. Sein Geschichtsverständnis ermöglicht ihm das christliche Verständnis der Geschichte des Alten Testaments. Schleiffs Aufsatz in diesem Heft (S. 75 ff.) bietet eine Zusammenfassung dieser Ausführungen in der Einleitung. — Nicht minder zu begrüßen sind auch die theologisch-ergetischen Erklärungen desselben Verfassers, die dem Texte folgen. Sie bieten nicht nur eine reiche Fundgrube zur Beobachtung von Luthers Kenntnis des Hebräischen und seiner Art, ins Deutsche zu übersetzen, sondern sie zeigen auch durch zahlreiche

Verweisungen und Zitate, wie Luther die betreffenden Stellen in Predigten und Kommentaren gedeutet hat. Durch diese Beilagen ist dieser Bibel-Band für die Luther-Forschung besonders ergiebig. Knolle.

D. Martin Luther: Von der Auferstehung der Toten. Das 15. Kap. des 1. Briefes an die Korinther, gepredigt und ausgelegt. Neu herausgegeben von Adam Hohenberger. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. 1936. 229 Seiten. Kart. RM. 4.—, geb. RM. 4.80.

Eine in jeder Beziehung dankenswerte Veröffentlichung, dankenswert um des Inhalts willen, in dem der Reformator den christlichen Auferstehungsglauben in einer unerhörten Kraft und lebendigen Anschaulichkeit bezeugt. Dosses Einführung in die Schrift (s. S. 60 ff. dieses Heftes) gibt davon einen Eindruck. Dankenswert ist aber auch, daß der Herausgeber Luthers Sprache nur in Rechtschreibung, Wortformen und Satzzeichen dem heutigen Gebrauch angeglichen, im übrigen aber unangetastet gelassen hat. Das kommt nicht nur dem Rhythmus und der Sprechmelodie seiner Sprache zugute, die sich hier oft zu dichterischer Schönheit erhebt, sondern auch der kernhaften Wurzelhaftigkeit seiner Wortgewalt und der Eindringlichkeit seines Satzgefüges. Nach Sache und Sprache haben wir hier eine Predigtweise, die Luther zum unüberhörbaren Prediger auch für unsere Gegenwart macht. Das ist um so dankenswerter, als Luthers Predigten bisher noch keine zureichende Veröffentlichung erfahren haben, ein Mangel, der für die Kirche der Predigt beschämend ist, wenn er auch aus der Art der Überlieferung der Predigten erklärlich ist. Um so mehr sollte dieses Buch verbreitet werden. Knolle.

Schottenloher, Karl: Bibliographie zur Deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung 1517—1585. V. Band. Nachträge und Ergänzungen. Zeittafel. 1939. VIII + 546 S. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig.

Der vorliegende Band ergänzt die bisher erschienenen vier Bände des Werkes (vgl. deren Besprechung in dieser Zeitschrift in den Jahrgängen 1936, S. 63 f. u. 1938, S. 50 f.).

Er bringt die Neuerscheinungen der letzten Jahre, Nachträge aus früherer Zeit, Rückweise, die während des Fortschreitens des Werkes anfielen. Die zeitlichen Spannungen zwischen den einzelnen, in verschiedenen Jahren erschienenen Jahrgängen werden ausgeglichen, indem das Schrifttum einheitlich bis 1937 eingefügt ist. Für Luther ergeben sich so allein 474 neue Nachweise. Neben der Literatur der Luther-Forschung überhaupt ergaben die Jubiläen der Lutherbibel und der Schmalkaldischen Artikel, aber auch die Frage der Juden und des Alten Testaments zahlreiche Veröffentlichungen. Albrecht Dürer bekommt 159, Bugenhagen 37, Erasmus 122, Matthias Grünewald 50, Ulrich v. Hutten 27, Melancthon 54, Thomas Münzer 22, Paracelsus 41, Tilmann Riemenschneider 39, Kaspar Schwenckfeld 40, Zwingli 69 neue Nachweise. Wie für die Personen, so sind auch für Orte, Reich und Kaiser, Territorien und Landesherren, Gesamtdarstellungen und Stoffe Nachholungen und Ergänzungen wertvoller Art geboten. Eine Zeittafel, die auf die

Nummern der Bibliographie hinweist, erleichtert und beleuchtet die Übersicht. (Über ihre erweiterte Sonderveröffentlichung s. deren Besprechung in diesem Heft!) In etwa fünf Jahren soll ein zweiter Ergänzungsband die Verzeichnisse bis 1942 auf dem laufenden erhalten. Ein bald herauskommender Schlussband wird das Verzeichnis der Verfasser und der Buchtitel bringen und damit die einzelnen Anteile an einer gewaltigen geisteswissenschaftlichen Arbeitsleistung aufzeigen. Mit Recht betont der Herausgeber, daß mit diesem Werk eine feste Grundlage für alle zukünftigen Forschungen und Darstellungen geschaffen ist, die schon heute als unentbehrlich gelten kann, und daß die deutsche Geschichte damit nunmehr für ein weites und bedeutsames Stück völkischer Vergangenheit ein wissenschaftliches Hilfsmittel besitzt, wie es sonst kein größerer Zeitraum und kein Volk aufzuweisen hat. Unser Dank für dieses Werk ist allen Beteiligten, besonders aber dem verdienten Herausgeber gewiß.

Anolle.

Schottenloher, Karl: Zeittafel zur Deutschen Geschichte des 16. Jahrhunderts. VIII + 90 S. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig. 1939.

Schottenlohers „Bibliographie zur deutschen Geschichte im Zeitalter der Glaubensspaltung“ bringt zum Abschluß in Band V eine Zeittafel, die die wichtigsten Geschehnisse des dargestellten Jahrhunderts chronologisch aufzählt mit Verweisung auf die Nummern der Bibliographie. Sie liegt hier im Sonderdruck vor, der die Aufzählung der Ereignisse vermerkt und durch ein Schlagwortverzeichnis für den praktischen Gebrauch nutzbar macht. So ist ein ungemein lehrreicher Zeitweiser entstanden, der auf wenigen Blättern die ganze Geschichte des Reformationszeitalters in den wichtigsten Geschehnissen und den führenden Männern der Zeit aufrollt. Die kirchlich-politischen Begebenheiten überwiegen, aber auch der Reichtum des kulturellen und künstlerischen Lebens stellt sich dar. Durch die aufzählende Knappheit werden sonst weit auseinanderliegende Begebnisse zusammengezogen. Dadurch ergeben sich höchst interessante Schlaglichter und Ausblicke, die, mit dem Vf. zu reden, „verblüffende geschichtliche Begegnungen“ vermitteln. So weist Sch. im Vorwort darauf hin, daß am 8. Mai 1521, am Tage, an dem Kaiser Karl V. das Reichsdiß gegen Martin Luther erläßt, Petrus Canisius, der spätere wirksame Vorkämpfer der alten Kirche, das Licht der Welt erblickt. Die 20 Daten für das Jahr 1540 zeigen die Bedeutung dieses für die Reformation kritischen Jahres auf. Es ist das Jahr der Religionsgespräche in Hagenau und Worms, hinter denen die Frage der Begründung eines deutschen nationalen Kirchenwesens stand. Sie mußte scheitern und führte in der Folge zur Gegenreformation. 1540 bildet für sie die Truppe. Im September bestätigt Papst Paul III. die Compagna di Gesu und unterstellt sie seinem Befehl. Noch in dem gleichen Jahr kommt der erste Jesuit nach Deutschland, der Savoyarde Petrus Faber. Die innere Schwächung des Protestantismus wird durch die Doppelhehe Philipps von Hessen und das Erscheinen der Confessio Augustana variata Melancthons gekennzeichnet. Bedeutende Männer des Humanismus sterben: Francesco Guicciardini, der erste Geschichtsschreiber Italiens, und Eobanus Hessus, der Dichter. Der König von Oberungarn und Siebenbürgen, Johann Zapolya, stirbt Mitte des Jahres; in England werden um die gleiche Zeit Thomas Cromwell wegen Hochverrats hingerichtet und Robert Barnes, der ehem. Augustiner-

eremit, der Freund Luthers, der 1530—1535 in Wittenberg weilte, wegen seiner Rechtfertigungslehre als Ketzer verbrannt. Luther gibt am 7. Dezember des letzteren Glaubensbekenntnis mit einer Vorrede heraus. Weitere von den wenigen Schriften Luthers in diesem Jahre werden nicht erwähnt. Sonst hätte der Einzug Karls V. in Paris am 1. Januar und seine Zusammenkunft mit König Franz I. wie dem Kardinallegaten Alessandro Farnese mit Luthers Schrift gegen die Getreidespekulanten (An die Pfarrherrn, wider den Wucher zu predigen, Veremahnung), die zu Neujahr herauskam, zusammen- und gegenübergestellt werden können. Daß das Werk der Reformation fortgeht, beweist die Mecklenburgische Kirchenordnung, die sich an die brandenburgisch-nürnbergische anlehnt. Das Schauspiel tritt in den Dienst des Kampfes um die Lehre. Es erscheinen Thiebold Garts biblische Komödie „Joseph“, Thomas Naogeorgus' „Merkator“ und Joh. Salats Historie von dem reichen Mann und dem armen Lazaro. Diese Probe für 1540, die wir herausgegriffen haben, also für ein nicht besonders ereignisreiches Jahr, möge Lust machen, die Zeittafel beim Luther-Studium heranzuziehen, um das Leben des Reformators im weiten Umkreis des Zeitrahmens zu verstehen.

Knolle.

Köllli, Josef Georg: Martin Luthers Entscheidung. Ein Spiel. 112 S. Geh. 1,60 RM. Hermann Böhlau Nachf., Weimar. 1938.

Das Wort „Spiel“ paßt nicht auf dieses Werk. Es ist kein Bühnenstück, geschweige denn noch ein „Lutherfestspiel“ mehr zu den vielen schon vorhandenen. Wenn Luther gegen Ende dieses „Spiels“ eine lange, auf die tiefsten Dinge eingehende Predigt hält, so ist das auf der Bühne unmöglich. Auch übersteigt die geistige Höhenlage des Werkes die (durch die Gewöhnung an den Film nur noch herabgeminderte) geistige Fassungskraft unseres Theaterpublikums ebenso wie die eines „Gemeindeabends“. Also ein „Lesedrama“? Goethes Faust und Immermanns Merlin sind Lesedramen, Köllis Luther nicht. Was dann? Es ist eine Folge von Dialogen. Man mag etwa an Gobineaus „Renaissance“ denken, nur daß Köllis Thema nicht ein Zeitalter ist, sondern ein Mann, der mit Gott ringt. Aber man kann sich sehr wohl vorstellen, daß einer oder zwei oder drei dieser Dialoge aufgeführt werden, das würde Zuschauer und Hörer festhalten. Das Ganze jedoch muß gelesen und wieder gelesen werden, und zwar so, wie man ein Werk von Luther selbst liest.

Köllis „Luther“ besteht aus zwei Folgen von je fünf Dialogen. Die erste Reihe stellt Luthers Weg von 1505 bis 1508 dar, bis zur Begegnung mit Staupitz, der sein geistlicher Vater wird; die zweite Reihe die Jahre 1510 bis 1517, bis zur inneren Trennung von Staupitz und zur Vereinsamung. Wir bezeichnen kurz den Inhalt der zehn Dialoge:

Erstens: Luthers Gelöbniß im Gewitter bei Stotternheim. Zweitens: Abschied von den Freunden. Drittens: Auseinandersetzung Luthers mit seinem Vater nach der Primiz. Viertens: Luthers qualvoller Kampf im Kloster zu Erfurt. Fünftens: Erste Tröstung Luthers durch Staupitz im Kloster zu Wittenberg. Sechstens: Auseinandersetzung zwischen Luther und Staupitz wegen der Union der Augustinerklöster. (Verschiedene Auffassungen vom Wesen der Gemeinde.) Der Erfurter Aufruhr, Vorspuk des Bauernkrieges, spielt hinein. Siebentens: Luther in Augsburg, nach der Rückkehr aus Rom. Enttäuschung über eine angebliche „Heilige“. Ein-

blick in die Verkommenheit der Kirche sowie des Säkulum. Achtens: Auseinandersetzung mit dem geruh samen und selbstzufriedenen falschen Christentum der „Gottesfreunde“. Neuntens: Das Turmerlebnis von 1513. Zehntens: Kollation in der Gaststube des Wittenberger Klosters. Luthers Predigt. Scheidung der Geister.

Inhalt des Werkes ist das Ringen Luthers um Gottes Gnade. In Staupitz und Luther stehen sich zwei religiöse Typen gegenüber, der kontemplative und der aktive. Beide erkennen und achten einander, denn sie sind echt. Der homo contemplativus wird der geistige Vater des homo activus: er bringt ihm, der sich gegen sich selbst gekehrt hat und sich innerlich vernichtet, die Ruhe des Warten-könnens. In dem Streit um die Klosterunion wird deutlich, daß Volksheiligung und Mönchsheiligung, Sturm und Stille, Angriff auf die Welt und Absonderung von der Welt, gegeneinanderstehn. Am Ende geht der Kontemplative in die Stille zurück, während der Aktive in das Martyrium hinauszieht, in den „Kampf des Tages“, auch in den Kampf mit dem wogierenden ewigen Widersacher. Die Schlusszene ist zweifellos mit Absicht der Abendmahlszene in der Passion Jesu entsprechend gebildet.

Da Köllli nicht ein Drama, sondern „Bilder“ gibt, kann er historisch sehr treu sein (auch in dem, was er erfindet). Aber der eigentliche Wert des Werkes selbst steckt nicht darin, daß Köllli historisch exakt ist, sondern darin, daß er bekennt. Er ist nicht ein „dramatischer Dichter“, der einen „historischen Stoff“ ausgreift, um damit eine „Idee“ zu gestalten, sondern — ein Glücksfall — er ist einer, der um ebendasselbe ringt wie Luther. Er ringt nicht um eine dramatische Gestaltung, sondern um Gottes Gnade. Luthers Weg ist sein eigener Weg. Dadurch erhält dieses „Spiel“ seinen Ernst und seine Glut. Köllli „sucht“ nicht Gott, er kämpft um ihn, und er tut es, indem er sich an und mit Luther hindurchkämpft. Dies ist nicht Geschichte Luthers, nicht Theologie Luthers, sondern heißes Ringen des Menschen um Gottes Gnade, um die wirkliche Überformung, der Weg durch die Hölle, die Verzweiflung, der Weg durch den Tod. Es geht nicht um Beseeligung, nicht um göttliche Heiterkeit des Gemütes und dergleichen, sondern darum, Hölle und Tod bestehn zu können durch die Kraft Gottes. Hölle und Tod bestehn zu können auch heute. Heute wie damals und immer. Luther stand in diesem Kampf auch für uns.

Köllli ringt mit Luther um Gott wie ein Bergmensch, ein Alpler. Er sucht nicht die Insel des Simplicius, nicht Paulus Gerhards Untergrund in Christi Wunden, nicht den stillen Hafen des Angelus Silesius, sondern er wandert an Abgründen, er klimmt durch das „Gezwäng“ der Gedanken, er klimmt und klimmt, und es ist der Fels Christus, zu dem er strebt, der harte Fels, der unwankende, auf dem man fest stehen kann in den Stürmen und Unwettern des Himmels.

Auch Köllli hat mit den Schwierigkeiten der Sprache zu schaffen gehabt, die jedem Dichter, der Luther reden läßt, gestellt sind: er kann nicht Luthers eigene Sprache verwenden, das wäre antiquarisch, er kann aber auch Luther nicht modern reden lassen, das verträgt der Leser nicht, der ja zum mindesten durch den Kleinen Katechismus und Ein feste Burg einen Schimmer vom Lutherdeutsch hat. Köllli hat nicht die Audition für Sprachliches (um ein Parallelwort zu Intuition zu gebrauchen) wie Kolbenheyer. Er wendet zuweilen äußerliche Mittel an: er läßt die Humanisten daktylisch und Luther oft jambisch sprechen, aber nicht in regelmäßigen Blankversen oder Trimetern, sondern das Jambische liegt im Gleiten der Prosa. Mich stört das

Ineinander von Prosarhythmus und dichterischem Rhythmus. Viel besser sind die eingestreuten Knittelversreden, die sich klar von der Prosa abheben. Glücklicherweise verliert sich allmählich, je mehr Kölli in die tieferen Schichten gerät, die Neigung zum Jambischen. Im Ganzen wird die Sprachschwierigkeit glücklich gelöst.

Es sei wiederholt, hier schreibt nicht nur ein Dichter eine Dichtung, hier lehrt nicht nur ein Gelehrter Theologie, sondern hier kämpft das glühende Herz unserer Zeit den ewigen Kampf, den auch Luther kämpfte. Dies, nicht eine historische Biographie oder einen Überblick über die Entwicklung der Theologie Luthers (die an anderen Stellen wichtig sind) braucht der ringende Mensch unserer Tage. Es hilft ihm. Denn dieses Buch ist ein Erweis der Größe und Macht des echten christlichen Glaubens, an dem alles Toben derer zuschanden wird, die zu armselig und nichtig sind, die Tiefen eines solchen Kampfes auch nur zu ahnen. Wilhelm Stapel.

Gilbert, Hermann: D. Martin Luther. Schauspiel in 5 Akten und 1 Vorspiel. (Manuskript. Anschrift des Verfassers: Leipzig C. 1, Karl-Maria-von Weber-Str. 4.)

Die Gestalt Luthers hat die dramatischen Dichter oft angezogen, und nicht nur als Gegenstand der „Festspiieldichtung“. Freilich hat kein einziger von unseren großen dramatischen Dichtern Luther in die Mitte eines Dramas gestellt. Das wird damit zusammenhängen, daß bühnennahe Dramatiker sich scheuen, volksbekannte Gestalten mit volksbekannten Konflikten zu Trägern einer dramatischen Handlung zu machen. So hat kein Schiller, Goethe, Kleist, Hebbel Friedrich den Großen zum Helden eines Dramas gemacht. Bei Luther liegt die Schwierigkeit vor, daß die Deutschen zumeist eine bestimmte Vorstellung vom „Lutherdeutsch“ und von der menschlichen Art Luthers haben (und zwar eine vergrößerte). Der Dichter ist also, was die Sprache und den Gestus betrifft, unfrei. Schließlich mag auch mitgewirkt haben, daß für den katholischen Teil unseres Volkes Luther als tragischer Held immer „anstößig“ sein würde. Gleichwohl ist die kampfumwitterte Gestalt, das Leben und das Werk Luthers immer wieder von Dichtern gleichsam umworben worden.

Und zwar häufiger, als man meint. Denn daß eine solche Dichtung im Buchhandel erscheint (wie das Spiel „Martin Luthers Entscheidung“ von Josef Georg Kölli), ist Ausnahme. Aber man darf aus der Seltenheit solcher Publikationen nicht auf einen Mangel an Beschäftigung mit diesem Stoffe schließen. Dramen pflegen, wenn sie nicht von bereits anerkannten Dichtern stammen, meist erst dann gedruckt zu werden, wenn sie auf der Bühne Erfolg gehabt haben. Welche Bühne aber würde heut ein Luther-Drama aufführen? Es gibt auch einen unverdienten Mangel an Publizität. Aus diesen Erwägungen sei hier ein Luther-Schauspiel besprochen, das nur im Bühnenmanuskript, nicht im Druck vorliegt. Mir scheint, daß es mehr als manches publizierte Drama, Drämchen, Weibspiel, Hörspiel usw. zum geistigen Bilde unserer Zeit gehört.

Gilberts Schauspiel ist nicht von der Art unseres klassischen Dramas. Es ist nicht nach den Gesetzen des „hohen Dramas“ gebaut, es ist eine lockere Szenenfolge. Die Technik ist also von der Art, wie sie sich neben dem „strengen“ Drama seit dem Weltkrieg herausgebildet hat — man denke etwa an Hanns Johsts Dramen. Man denke auch an die Technik der Hörspiele,

an die Szenenfolgen des Films. Gilberts Schauspiel weist zuweilen sehr deutlich filmischen Einschlag auf (so am Ende des dritten Aktes und am Schluß des Ganzen).

Ein Drama, soll es nicht nur dramatisierte Ballade sein, muß eine „dramatische Idee“, einen „Konflikt“ haben. Was ist der Konflikt in Gilberts Werk? Luthers Leben weist manchen dramatisch fruchtbaren Konflikt auf. Nichts dergleichen bei Gilbert! Also ist sein Schauspiel kein Drama? Er will nicht „einen Konflikt“ gestalten, sondern den gesamten Kampf Luthers als solchen, das, worum es innerlich und äußerlich geht. Man könnte dieses Stück nennen: Luthers Kampf mit dem Satan. Dies ist der Ruf des Volkes im Vorspiel:

„ . . . Barmherziger Vater, schick uns einen Mann.
Und Gott erbarmt sich derer, die gefallen.
Erweckt des Volkes allertreuesten Sohn,
daß er es rette aus des Satans Krallen
und es versöhnt hinführt vor Gottes Thron.“

Es wird gezeigt, wie der Satan, der in mancherlei Gestalt als „der Schöne“ auftritt, sich Luther in den Weg stellt, ihn zu vernichten sucht, wie er auf alle Weise das Werk Luthers zu verderben bemüht ist. Zuerst versucht er, ihn durch andere umzubringen, das Werk durch andere zu stören. Am Ende des fünften Aktes tritt er, der hinter Carlstadt steht (im Wittenberger Aufruhr) persönlich gegen Luther hervor. Melancthon erkennt ihn entsetzt: „Ihr seid ja der Satan in Person. Gott steh uns bei.“ Luther aber („Ihr habt Euch in mir geirret. Hab ich mich nit gefürchtet vor tausend halben Teufeln zu Worms, fürcht ich mich auch nit vor dem wirklichen Teufel zu Wittenberg“) bannt ihn mit dem Namen Jesu, dem der Dämon weichen muß, so daß er mit einem letzten Hohn den Sieger anerkennt und abfährt: „Ich überlaß Euch Wittenberg, die Welt ist groß! Mein Kompliment!“

Das Bemerkenswerte an dieser Dichtung ist, daß sie, obwohl es sich hier um metaphysische Mächte handelt, nicht abstrakt und nicht blaß ist. Dieser Satan in den verschiedensten Gestalten ist ein wirklicher Dämon von penetranter Lebendigkeit. Es hat alles in diesem Schauspiel individuelle Gestalt und wirkliche Atmosphäre. Auch Luther ist nicht idealer „Vertreter einer Idee“, sondern ein wirklicher Mensch. Die Vorgänge sind voll lebhafter Spannung. Das alles würde Bühnenwirkung haben, es hätte ganz sicher eine starke Filmwirkung. Hier ist, aus unserer Zeit und mit den Mitteln unserer Zeit, ein Lutherschauspiel geschaffen worden, das das deutsche Volk von heute anspricht.

Man sage also nicht: Luther „interessiert außerhalb der Theologie nicht mehr“. Es wird auch heute um ihn gerungen. Es entstehen noch heute Lutherspiele, die beachtlich sind. Was ihnen fehlt, ist, da die Umstände es nicht anders zulassen, lediglich die Publizität. Wilhelm Stapel.

Weber, Hans Emil: Reformation, Orthodoxie, Rationalismus. 1. Teil: Von der Reformation zur Orthodoxie. 1. Halbband. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh. 1927. XVIII + 321 Seiten. Geb. RM. 12.—, brosch. RM. 10.—.

Unter diesem Titel veröffentlicht Hans Emil Weber ein umfangreiches Werk, von dessen erstem Teil der erste Halbband erschienen ist. „Von der Reformation zur Orthodorie“. — Der Weg vom Luthertum zur Orthodorie ist vielfach dargestellt worden. Um so wichtiger erscheint es, einmal von den gewonnenen modernen Positionen aus diesen Entwicklungsgang darzustellen. Luther selbst war alle Systematik fremd, bei ihm ist alle Dogmatik Zeugnis innerer Kämpfe, alles steht im Flusse lebendigster Mitteilung. Seine innere Haltung strahlt theologisch nach allen Seiten aus. Mit seinem Tode war der Quell dieser repräsentativen Universalität erschöpft. Viele Einzelstrahlen sind gleichsam von Zeitgenossen und Fortsetzern des Werkes aufgefangen. Überall macht sich das Bestreben geltend, zu bindenden Formeln zu gelangen. Aber in diesen kommt jedesmal ein gültiger Typus zum Ausdruck. Das ist das Wichtigste an den theologischen Erscheinungen der ersten und zweiten Generation.

Dem Historiker fällt es nicht leicht, Entscheidungen zu treffen. Sieht er doch, wie sich der eine Typus im Gegensatz zum anderen entfaltet, wie bei diesem Anliegen zur Sprache kommen, die bei jenem vernachlässigt erscheinen. Oft sind es minimale Verschiebungen des Schweregewichtes, oft sind es starke geschichtliche Gegensätze, die die Unterschiede bedingen.

Schon bei Melanchthon setzen sich Anliegen ab, die den Radikalismus lutherischer Positionen abschwächen. Bei ihm setzt jener Hang zum Systematisieren ein, dem bereits ein Rationalisierender Zug beigemischt ist. Das erweist sich an seiner Fassung der Rechtfertigungslehre, an seiner Neigung zur Prädestinationslehre calvinistischer Prägung. Der denkerrische Zug bringt ihn in die Nähe der reformierten Anschauungen. Buzer und Sarcerius ist eine Hinwendung zu „christozentrischer Geistesmystik“ eigen. Der Gedanke des Neuerwerdens, der Wiederherstellung der imago Dei, der effektiven Wiedergutmachung wird gegenüber der forensischen Rechtfertigung betont. Überall wird der Weg einer gewissen Verständigkeit gegangen. Aus den granitnen Formen lutherischer Anschauung entsteht der ziselierte Bau der Kirche.

Sogar Calvin erscheint hier unter den Vätern der werdenden Orthodorie.

Er stellt der menschlichen Vernunft die Forderung, das Wort der Offenbarung nicht nur hinzunehmen, sondern zu durchdenken. An ihm und im Gegensatz zu ihm bildet sich die Tendenz zur Systembildung.

Das letzte Kapitel behandelt die Stellung des Osiandrischen Streites im Gesamtgefüge der Entwicklung.

Auch bei Osiander kommt ein Anliegen zu Worte, das in der stark formalistischen Theologie vermisst werden konnte: Nicht die geschichtlich einmal vollzogene Tatsache der Rechtfertigung, sondern das wirkliche Berührtwerden von Christus, das Einwohnen des Logos. Dieser wird aber bereits Gegenstand selbständiger metaphysischer Spekulationen. Damit kommt eine gnostische Tendenz in die Osiandrischen Positionen hinein, gegen welche ein Sturm theologisch denkerrischer Gegenbewegungen erfolgte. Damit schließt der erste Band ab, auf dessen Fortsetzung wir gespannt sein dürfen, da wir spüren, wie sehr diese Fragen in die gegenwärtige theologische Entwicklung eingreifen. —

X. W. Remé-Hamburg.

Otto Wolff: Die Haupttypen der neueren Lutherdeutung. 7. Heft der Tüb. Studien zur systemat. Theologie. XI + 396 Seiten. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart-Berlin. 1938.

Von Hofmann über Harnack, Albr. Ritschl, Reinhold Seeberg, Karl Holl und Gustav Aulén führt der Weg dieser gründlichen Studie.

Man kann nicht 400 Jahre Geschichte einfach überspringen, so sagt uns Wolff, ihre Ergebnisse auslöschen, um vielleicht den Weg noch einmal machen zu müssen. Der Ruf zurück zu den Quellen der Reformation darf nicht vergessen machen, daß auch dieser Ruf seine Vorgeschichte hat. Diese Vorgeschichte zu zeichnen, ist das Thema des Buches. Ähnlich wie bei dem Weberschen Buche ist die Voraussetzung, daß die moderne Systematik gewisse Positionen gewonnen haben muß, um unser Interesse für historische Überblicke zu wecken. Aber von diesen gewonnenen Positionen aus sind solche Überblicke nicht nur wertvoll, sondern gefordert.

Die dialektische Theologie mag man eine Theologie des schlechten Gewissens nennen, eine Theologie des Appells, des Sich-nicht-genug-tun-könnens. Sie ist Resultat des Kampfes. Sie steht im Erringen, sie will Gratwanderungen und sucht die steilsten Wände zu bezwingen. Ihr geht es darum, in jedem Augenblick die eigene geistige Existenz dranzusetzen. Die modernste Arbeit geht bereits davon aus, daß der Gipfel erklommen ist und schon „Ausichten“ gewährt, bei deren Genuß doch die Erlebnisse und Erfahrungen des Anstiegs mitschwingen. Wir könnten auch sagen, die Arbeit Wolffs entspringe dem Bedürfnis, die modernen theologischen Ansätze auch bei den Theologen zu verfolgen, die im allgemeinen als überholt gelten (Harnack, Ritschl), aber auch aufzuzeigen, wo vom Standpunkte der modernen Motivierungen aus ihr Denken nicht ausreichte. Dabei warnt der Verfasser vor übereilten Urteilen, indem er zeigt, daß es ein allgemeingültiges Lutherbild nicht gibt, sondern gleichsam nur Annäherungswerte.

Wolff will eine Typologie der Lutherdeutungen geben. Damit ist schon fast alles gesagt. Ein leiser Zug der Relativierung ist gegeben, wo man verschieden mögliche Deutungen zugibt. Trotzdem enthält seine Darstellung nicht nur Beschreibung, sondern systematische Kritik, und das gibt dem Werk die innere geistige Spannung, die den Leser zur Auseinandersetzung mit dem Dargestellten führt.

R. W. Kemé-Hamburg.

Doktor Aepinus (Hamburgs Superintendent) sagte beim Abschiednehmen: „Ich befehle mich und meine Kirche euren Gebeten.“ Der Doktor (Luther) entgegnete: „Mein lieber Herr Aepin, das ist Gottes Sache. Laßt uns mit unserm Vaterunser zusammensetzen, so wird der Sachen Rat; sonst hilft nichts.“ Tischreden Nr. 4865. Mai 1540.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3. — P.-L. 2, D.-A. 2640 Stück.
Druck: Herm. Böhlau Nachf., Weimar

Luther und England 1540

Von Theodor Knolle, Hamburg

Am 30. Juli 1540 wurde Robert Barnes in Smithfield wegen Ketzeri verbrannt. Barnes hatte frühzeitig Luthers Schriften kennengelernt und seine Lehre vertreten, war aber dann aus England geflohen und hatte sich 1530—1535 in Wittenberg aufgehalten. Als Heinrich VIII. vom Papst gebannt war und mit Rom gebrochen hatte, ging B. in seine Heimat zurück. Durch ihn führte dann der englische König Verhandlungen mit den deutschen Reformatoren, die einer Verbindung mit dem Schmalkaldener Bund dienen sollten. Luther hat dem Ernst und der Ehrlichkeit der Absicht, zur Reformation zu stoßen, trotz des Drängens mancher Freunde, stark mißtraut. Er vermutete hinter den vorgeschobenen Glaubensfragen höchst eigennützige Interessen des englischen Königs. Ein Gutachten, das die Scheidung Heinrichs billigen sollte, verweigerte er Barnes. War die Stellung B.s beim König schon dadurch erschüttert, so gab dieser ihn nach dem unglücklichen Ausgang seiner Ehe mit Anna von Kleve, der B. als Unterhändler gedient hatte, gänzlich der römischen Partei preis, die ihm ohne Urteil schnellen Prozeß machte. Das Glaubensbekenntnis, das er vor dem Scheiterhaufen ablegte, schickten gleichzeitig der Hamburger Superintendent Aepin, der Beziehungen zu England und B. hatte, und der in Worms weilende Melanchthon Luther zu. Dieser befolgte gern Aepins Anregung, es mit einer Vorrede herauszugeben. Am 7. Dezember übersendet er schon den Druck an Melanchthon.¹⁾

Luther fühlt sich wieder in die Anfangszeit der Reformation versetzt, in der die ersten Märtyrer ihm den neuen Gottesfrühling der Kirche bezeugten. Wie damals singt er das Lob Gottes über dem neuen Märtyrer. „Und ist mir eine besondere Freude zu hören, daß unser guter, frommer Tischgefelle und Hausgenosse so gnädiglich ist berufen von Gott, sein Blut zu vergießen um seines lieben Sohns willen und ein heiliger Märtyrer zu werden. Dank, Lob und Ehre sei dem Vater unsers lieben Herrn Jesu Christi, der uns die Zeit wie im Anfang wiederum hat lassen sehen, darinnen seine Christen vor unsern Augen und von unsern Augen und von unsern Seiten dahingerückt zur Marter (das ist zum Himmel) und [zu] Heiligen werden, die mit uns gegessen und getrunken (wie die Apostel

¹⁾ W. A. LI, 445 ff.

von Christo sagen Apg. 1, 21) und in Ehren fröhlich gewest sind. Wer hätte es mögen glauben vor 20 Jahren, daß Christus, unser Herr, so nahe bei uns wäre und über Tische und zu Hause durch seine teuren Märtyrer und lieben Heiligen äße, trinke, redete und lehrte?“ Eine wahrhaft urchristliche Beurteilung des Märtyrertodes, der immer Luthers eigene Sehnsucht geblieben ist, der ihn daher nicht schrecken und ängstlich, sondern nur gewiß und zuversichtlich machen kann für die Sache der Reformation.

Luther wirft dann einen kurzen Rückblick auf das Bemühen von Barnes, „das Evangelium in seinem Vaterland zu pflanzen“, wie auf die langen Verhandlungen in Sachen des Bündnisses, die ergebnislos verliefen, weil schließlich herauskam, daß der englische König die Abschaffung der Priesterehe, des Mönchtums, der römisch-katholischen Form des hl. Abendmahls und der Messe „nicht leiden wolle“. „Ja, sagt ich, und haben wir uns so lange beschmissen (bemüht). Das sollt man uns zuerst haben wissen lassen. Euer König nimmt dem Papst das Geld und behält sein Regiment. Also ist Heinz Papst und Papst ist Heinz in England.“ Er sieht in diesem Vorgehen ein falsches Spiel, bei dem die Deutschen betrogen werden sollten. Unter dem Vorwand des Glaubens ging es dem Engländer nur um Geld und Macht. Das ist ihm Teufelei und des Teufels Larve, ein satanische Tarnung. Der König nennt sich „Defensor fides et in terris caput supremum et immediatum post Christum Ecclesiae Anglicanae“ (Verteidiger des Glaubens und auf Erden das höchste und unmittelbare Haupt der englischen Kirche nach Christus). In Wirklichkeit bedeute dieser heilige und hohe Titel nichts anderes als: Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas. (Zitat aus Juvenal Sat. 6, 223: So will ich's, so befehle ich's. Statt eines vernünftigen Grundes gilt mein Wille.) Luther hat den Mißbrauch der Religion zu tyrannischer Willkür klar erkannt: „Junker Heinze will Gott sein und tun, was ihn gelüstet.“

Luther weiß, daß Gott solchen Frevel den Frevlern zum Fluch, den Verfolgten zum Segen dienen läßt. Darum läßt er Heizen fahren zu seinen Heizen. „Wir sollen Gott, dem Vater aller Barmherzigkeit, danken, daß er solcher Teufel und Teufelslarven so meisterlich brauchen kann zu unsrer und aller Christen Seligkeit und zur Strafe beider, ihrer selber und aller, die Gott nicht kennen wollen, wie er allzeit getan hat durch die großen Tyrannen. Es muß doch (wie S. Paul sagt Rom 8, 28) zu gut kommen alles, was da ist, geschieht, getan und gelitten wird

[denen, die Gott lieben, die nach dem Vorsatz berufen sind], und wiederum alles zum ärgesten denen, die Gottes Kinder verfolgen ... Laßt uns Gott loben und danken! Es ist eine selige Zeit der auserwählten Heiligen Christi und eine unselige, leidige Zeit des Teufels, der Gottslästerer und Feinde, und soll noch ärger werden.“ Ein wunderbarer Trotz, mit dem hier Luther des Sieges der Gottesache im Kampf zwischen Gottes Kindern und ihren Verfolgern gewiß ist, ohne sich durch fromme Masken täuschen oder beirren zu lassen.

Schön ist es dabei, wie Luther der Vaterlandsliebe von Barnes gerecht wird. B. hat oft zugeben müssen, daß es seinem König auf die Religion gar nicht ankomme. „Doch er liebte seinen König und [sein] Vaterland so heftig, daß er solchs alles gern trug und immerdar dem Engeland zu helfen gedacht. Und ist ja wahr: Es müßt ein schändlicher Schelm sein, der seinem Vaterland nicht günstig sein wollt und seinem Fürsten nicht alles Guts wünschet, wie nicht allein die Schrift, sondern auch alle Rechte lehren. Darum hatte er immerdar das Wort im Maule: Rex meus, regem meum (mein König, meinen König), wie denn sein Bekenntnis anzeigt, daß er den Regem meum bis in seinen Tod mit aller Lieb und Treu gemeint hat, die doch von Heizen übel belohnet ist. Hoffnung hat jenen betrogen. Denn er immerdar hoffte, sein König sollte zuletzt gut werden.“

So ist Luthers Vorrede zu Robert Barnes Glaubensbekenntnis ein Dokument für des Reformators klare Erkenntnis einer englischen Politik, der die Religion nur Vorwand ist, für seine Anerkennung echter Vaterlandsliebe und für seine Gewißheit des Triumphes des Glaubens über alle Verfolgung.

D. Martin Luther: Trostpsalmen¹⁾

Von Theodor Knolle, Hamburg

Glauben und Geduld

Der 4. Psalm ist ein Trost-Psalm und daneben betet und lehret er auch. Denn er lehret auf Gott trauen, wenns übel gehet, und schilt die Gottlosen, die sich kehren

¹⁾ Vgl. „Luther“ 1938 S. 106 die Einleitung zu Luthers Summarien über die Psalmen (W.A. XXXVIII S. 9 ff.).

zu den unnützen Göttern und fleischlichem Trost, und nichts leiden noch auf Gott mit Geduld harren wollen, so er doch der höchste Trost ist²⁾). Wiewohl er solches wunderbarlich tut bei seinen Heiligen, daß er sie zuvor läßt und ihren Glauben und Geduld damit versucht³⁾). Aber die Gottlosen wollen den Bauch voll und sicher haben⁴⁾). Wer ihnen vom Glauben und Geduld sagt, den spotten und verachten sie und sagen: Wie sollte uns der Narr sagen, was gut ist?⁵⁾ Ja, harre, bis dir ein gebraten Huhn ins Maul fliege! Verlasse dich drauf und backe nicht!⁶⁾

Er gehöret auch in das 1. Gebot, denn er lehret und vermahnet, auf Gott zu hoffen und zu vertrauen mit Geduld⁷⁾, wo es an etwas mangelt, und straft die Ungläubigen und Ungeduldigen, und wird in der 3. und 7. Bitte begriffen, da wir bitten, daß Gottes Wille geschehe, und wir des Übels los werden; mag wohl auch in der 4. Bitte sein, da wir um täglich Brot bitten, das ist: um Friede und alle Notdurft dieses Lebens, wider allerlei Mangel auf Erden⁸⁾).

Lerne Geduld haben!

Der 37. Psalm ist ein Trostpsalm, der uns lehret und vermahnet, Geduld zu haben⁹⁾ in der Welt und warnet uns sonderlich wider den Neid. Denn es ist ja-

2) ³⁾ Die ersten 25 Psalmen auf der Koburg ausgelegt 1530 W.A. XXXI¹ S. 273: „Wenn man wähnet, er wolle sie lassen verderben, so hilft er ihnen. . . . Wenn er soll helfen, so muß es eine solche Hilfe sein, der sich niemand versehen hätte. . . . Es heißt: Es tut wunderbarlich, daß er sich so seltsam machet, daß einer denket, es sei der Teufel und nicht Gott. Das tut er seinen Heiligen, die er lieb hat.“

4) Ur-Prot. 1531 D.B. III S. XXX: „Sie suchen nicht Gottes Ehre, sondern Schätze und Macht, daß sie hoch emporschweben, zu fressen und zu saufen überflüssig haben.“

5) Die ersten 25 Psalmen . . . S. 274: „Aber wenn ich gleich schon lange so lehre und predige, so sagen sie: Wer bist du? Willst du uns lehren? Sollt uns der Narr etwas Guts sagen? Wir wissens besser denn er.“

6) Arbeiten zu den Summarien W.A. XXXI¹ S. 491: „Die Ehre des Gottesdienstes ist die Predigt, die die reichen Gottlosen verspotten: „Ja harre, bis dir ein gebraten Huhn ins Maul fliegt!“

7) a. a. O. S. 493: „Harret und seid geduldig, das ist, durch Geduld und Trost der hl. Schriften soll er Hoffnung haben. Anders ist ohne das Wort kein Segen möglich. „Sasset eure Seelen mit Geduld!“ (Luc. 21, 14); Glaube und Leide!“

8) Prot. 1531 D.B. III S. 1, zu V. 9: „Es lautet nicht allein auf die Person, sondern auf das ganze Haus und Regiment: daß ich habe Weib, Kinder und mein Auskommen.“

9) Das heißt der Psalm von der Geduld. Prot. 1531 D.B. III S. 31.

zumal ärgerlich und tut Schwachgläubigen wehe, wenn es den Gottlosen so wohl gehet und den Gottfürchtigen alles widersinnisch. Es ist eine geistliche große Tugend, wenn einer siehet den großen Mutwillen, so Bauer, Bürger, Adel, Fürsten und jedermann, der etwas vermag, übet, daß er nicht soll fluchen und wünschen im Herzen dies und jenes, sondern muß dazu noch leiden und sehen, daß ihnen alles glücklich ausgehet, daß sie ungestraft bleiben, ja gelobet und geehret werden, über das auch die Gottfürchtigen von ihnen so jämmerlich verachtet, gehasset, geneidet, gehindert, geplaget und verfolgt! Das heißt: Hie lerne Geduld haben! Hie halte dein Herz zu Gott und laß dichs nicht verdrießen! Laß dich den Neid nicht bewegen zu fluchen, Böses wünschen, murren und scheel sehen! Laß immer gehen! Befiehl es Gott, der wird sie wohl finden. Das lehret dieser Psalm und tröstet mit allerlei Weise, mit reichem Verheißern, mit Exempeln, mit Dräuen. Denn es ist eine schwere große Kunst, solche Geduld zu erzeigen, so daß die Verzunft und alle Heiden solchen Neid für Tugend rechnen. Denn es siehet aus, als sei es billig, zu neiden und [zu] ver-(miß-)gönnen den Gottlosen ihren Mutwillen, Glück und Reichthum.

Wider die Sicherheit der Gottlosen

Der 39. Psalm ist ein Trostpsalm und betet auch daneben, daß ihn Gott nicht lasse murren und ungeduldig werden über die Gottlosen, die so sicher leben und Güter sammeln, als würden sie nicht sterben. Dagegen aber die Frommen immer geplaget und um ihre Sünde gestraft werden. Und begehret viel lieber, daß ihm Gott verleihe zu denken, wie kurz und unsicher dies Leben sei, denn daß er mit den Gottlosen so sicher, ohn Sorge des Todes geizen und prangen sollt. Denn es ein groß Argernis ist und viel Herzen bewegt, daß die Bösen im Saufe und so sicher leben, und die Frommen betrübt und elende sein müssen. Aber am Ende findet sich's, wie das Allerbeste sei Vergebung der Sünden und gnädigen Gott haben, der aus allem Elende hilft, wie er hie sagt und bittet.

Wider die Verräter des Wortes Gottes

Der 52. Psalm ist ein Trostpsalm, und der Titel zeigt genug an, wovon er rede, nämlich vom Doeg, der David verriet und viel unschuldig Blut vergoß (1. Sam. 22). Das sind die Verräter und Bluthunde, die zu Hofe Gottes Wort lästern und seine Diener verunglimpfen, hetzen Könige und Fürsten, unschuldig

Blut zu vergießen etc. Wider welche Bösewichter tröstet dieser Psalm und verkündigt ihnen ihren Lohn, daß sie sollen von Leib, Gut, Haus und Land kommen¹⁰). Aber dennoch sollen die Frommen bleiben und Gottes Haus und Wort behalten.

Wider die Irlehrer

Der 58. Psalm ist ein Trostpsalm wider die halsstarrigen Lehrer, so ihren Irrtum mit dem Kopf hindurch führen, stopfen die Ohren zu und lassen sich nicht weisen, sondern dräuen wohl noch dazu und wollen die Frommen auffressen. Aber er tröstet sich mit fünf Gleichnissen¹¹), daß sie es nicht sollen ausführen, ja nicht zur Hälfte (fertig-)bringen, nämlich:

1. Es kommt zuweilen ein groß Wasser und rauschet sehr, als wollts alles umreißen, aber scheußt vorüber und tut nichts¹²).

2. Ein Armbrust dräuet sehr, aber wenn beide, Pfeil, Sehnen und Bogen zerbrechen, so tuts nichts¹³).

3. Eine Schnecke reckt ihre Hörner aus, aber ehe sie stößt, ist sie verschmachtet oder zeucht sie ein.

4. Ein unzeitig (= unreifes) Kind macht der Mutter Leib groß, als wollt etwas da werden, aber stirbt, ehe es ans Licht kommt¹⁴).

5. Ein Dornbusch schläget aus mit viel Stacheln und gibt Stechen und Kratzen vor, aber ehe sie hart und reif werden, kommt ein zornig Beil über sie und heißt sie in den Ofen kriechen und Asche werden.

Also habens diese auch groß im Sinn, und ihr Ding soll fortgehen, und wird doch nichts draus.

Wir sollen des Gerichts erharren

Der 75. Psalm ist ein Trostpsalm wider die halsstarrigen, stolzen, gottlosen Lehrer, die so sicher sind und auf ihr Amt pochen, daß sie nichts fürchten noch

¹⁰) Prot. 1531 D.B. III S. 55: „Es soll gar aus sein, Weib und Kind, Gut, Herberg und Land als für Tausendteufel hinweg.“

¹¹) Prot. 1531 D.B. III S. 60: „Dieser Psalm hat viel guter Sentenz, hat wohl fünf Gleichnisse.“

¹²) a. a. O. S. 61 „scheußt zu schwach, gehet zum Ziel nicht, wir sagen: er scheußt in die Aschen.“

¹³) a. a. O.: „Wenn er schießen will, zerbricht ihm der Bogen.“

¹⁴) a. a. O.: „Nascetur ridiculus mus“.

achten, weder Dräuen noch Strafen (wie droben Psalm 52). „Wer sollt uns lehren? Wir sind die Lehrer. Wir sitzen im Amt. Wir haben Gewalt. Uns soll man gehorchen oder ihr müßt im Bann und ein Ketzer sein etc.“

Also sitzen auch jetzt unsere sicheren Junker, beide, geistliche und weltliche Tyrannen, die Kottengeister auch, daß sie meinen, es könne sie Gott selbst nicht ausheben noch kürzen. Aber dieser Psalm saget anders und tröstet uns, daß wir des Gerichts erharren sollen, so will er also richten und das Recht gehen lassen, daß die Erde beben und zittern soll samt ihren Einwohnern. Doch will er die Säulen erhalten, das ist, die Frommen, welche die Welt tragen und erhalten. Wie S. Paulus die Kirche nennet einen Pfeiler und Säule der Wahrheit. Gleichwie er Lot erhielt, da er Sodom versenkte, und die gläubigen Juden mit den Aposteln, da er das jüdische Volk ausrottete. Denn er weiß die Seinen wohl zu erhalten, wenn er ein Land verderbet.

Wider die Tyrannen

Der 82. Psalm ist ein Trostpsalm wider die Tyrannen, so die Elenden unterdrücken. Aber er hat seine Auslegung, von uns längst ausgegangen¹⁵⁾.

Gottes Wort gibt Sieg

Der 84. Psalm ist ein Trostpsalm, der preiset Gottes Wort herrlich über alle Dinge und reizet uns, daß wir gerne alles Gutes, Ehre, Gewalt, Freude und Lust mangeln sollen, damit wir Gottes Wort behalten, und sollten wir gleich der Tür hüten, das ist, die geringsten sein im Tempel; dennoch wäre es besser, als in aller Gottlosen Schlössern zu sitzen, und ein Tag hie besser, als tausend fröhliche Tage in der Welt. Denn Gottes Wort (spricht er) gibt Sieg, Segen, Gnade, Ehre und alles Guts. O selig, die es glauben und also sich halten. Ja,

¹⁵⁾ Der 82. Psalm ausgelegt 1530 W.A. XXXI¹ S. 189 ff. Aus der Vorrede: „Nu das Evangelion an (den) Tag kommen (ist) und klärllich Unterschied gibt zwischen weltlichem und geistlichem Stande und lehret dazu, daß weltlicher Stand sei eine göttliche Ordnung, der jedermann gehorchen und sie ehren solle, da sind sie (die Könige und Fürsten) fröhlich geworden, daß sie los und frei sind und die geistlichen Tyrannen die Pfeifen einziehen müssen und sich das Spiel gleich umkehret . . ., und verfolgen doch dieweil das Evangelion, durch welchs sie sind solche Götter und Herrn über die Geistlichen worden . . . Weil sie von der geistlichen Tyrannei los sind . . ., wollen sie nu vom Evangelio auch los und ungestrafet sein . . . Wider solche Junker ist dieser Psalm gemacht.“

wo sind sie? Wenn man lästern und verachten sollt, da fände man die ganze Welt voll und bereit dazu.

Vertrauen auf Gott in aller Not und Anfechtung

Der 91. Psalm ist ein Trostpsalm und reizt uns zum Vertrauen auf Gott in aller Not und Anfechtung und ist voll reicher, tröstlicher Verheißung¹⁶⁾, aus dem 1. Gebot gesponnen und gezogen. Und ist der andere Psalm¹⁷⁾, drin die lieben Engel unsere Schutzherren und Geleitsleute werden verkündigt, welches tröstlich und wohl zu merken ist. Droben¹⁸⁾ habe ich aber meine Meinung gesagt von den vier Anfechtungen, im 5. und 6. Vers genennet.

Gottes Worte eine edle, köstliche Gabe¹⁹⁾

Der 112. Psalm ist ein Trostpsalm, der sehr hoch Gottes Wort rühmet, wie eine edele, köstliche Gabe es sei wider die falschen Heiligen, so es anfechten. Welche blühen wohl eine Zeitlang, sind in Ehre und Gewalt, aber zuletzt gehen sie unter. Die Gerechten bleiben immerfort, und wenn sie gleich ins Alter kommen, werden sie doch nimmermehr alt, sondern verjüngen sich täglich durchs Wort Gottes, das da ewig grünet und Früchte trägt. Aber die Narren verstehen und achten solches nicht, wie selbst zu unserer Zeit auch geschieht.

Im Glauben fest!

Der 121. Psalm ist ein Trostpsalm, darin er mit seinem Exempel tröstet, daß man im Glauben fest bleiben und Gottes Hülfe und Schutz erwarten soll. Denn obs wohl scheineth, als schlafe oder schnarche er, daß uns beide, die Sonne des Tages und der Mond des Nachts, stechen, so ist's doch nicht also, wie wir fühlen und uns dünken lassen. Denn er wachet und hütet unser gewiß und läßt uns die Sonne nicht zu Tod stechen. Das werden wir zuletzt erfahren gewiß, wo wirs nur erharren können.

¹⁶⁾ Prot. 1538 D. B. III S. 565: „Den Psalm habe ich lieb.“ Prot. 1551 D. B. III S. 145: Er ist ein sehr fein Psälmdchen und zählet fein die Wohltaten Gottes her.

¹⁷⁾ Der 1. ist Ps. 34.

¹⁸⁾ Im Abschn. v. Dolmetschen.

¹⁹⁾ Prot. 1551 D. B. III S. 114: „Das ist ein fein Psälmdchen.“

Preis des ehelichen Standes

Der 128. Psalm ist ein Trostpsalm, darin der eheliche Stand herrlich gepreiset und die Eheleute höchlich getröstet werden, daß sie nicht sollen ansehen die Mühe, Arbeit, Unlust und ander Ungemach, so sie darinnen fühlen und erfahren müssen, sondern den gnädigen Willen Gottes über sie, daß ihr Stand und Wesen sein gnädigs Geschöpf und von ihm gesegnet ist. Darum er ihm lieb ist, viel mehr Glück und Heil dazu gibt, als des Ungemachs immer sein kann, wo man es nur gläubt und sich recht darein schicket und fromm darinnen bleibt. Darum er vorne und mittendrin spricht: „Wer den HERRN fürchtet“. Wenns den Gottlosen übel gehet, ist kein Wunder.

Luthers Lieder nach Verwendungsstilen

Von Hans Joachim Moser, Potsdam

I.

Hatte ich die Weisen der Lutherlieder in Bd. 35 der Weimarer Ausgabe gemäß der Aufreihung der Texte nach ihren Erscheinungszeiten behandelt und sie in meinem Büchlein „Die Melodien der Lutherlieder“ (Schloßmann 1935) unter dem Gesichtspunkt der Urheberfragen als „vorreformatorische, Wittenberger und auswärtige Weisen“ gruppiert, so soll im folgenden versucht werden, ihnen Wesenhaftes unter dem Aspekt der Zweckbestimmung abzugewinnen — natürlich auch in der Hoffnung, ihrer sinnvollen Verwendung im christlichen Leben damit zu nützen. Freilich bleibt dabei vieles fließend; strenggenommen müßte statt des Begriffs „Verwendungsstil“ nur „Gattungsstil“ stehen. Denn die Verwendung der Gattungen ist auch im römischen Gottesdienst nicht immer eindeutig: man findet Antiphonen, Hymnen und Responsorien statt nur im Antiphonar auch (wenngleich in geringerer Zahl) im Graduale. Und die ursprünglichen „Kinderlieder auf Weihnacht“, die dem Haus und der Schule gehören sollten, sind in den Hauptgottesdienst hinübergewandert. Aber auch die Gattungszugehörigkeit ist oft zweifelhaft: „Nun bitten wir den Heiligen Geist“ heißt in den Quellen bald „ein Lobgesang“, bald „ein Lied zum Beten“, dann „Predigtlied“, selbst „Introitus“; oder „Was fürchtst du Feind Herodes sehr“, zwar eigentlich eine Hymnenverdeut-

schung, ist von Luther gewiß wohl als Kinderlied gemeint gewesen, tritt in den Gesangbüchern des 16. Jahrhunderts aber gelegentlich auch unter der Bezeichnung „Sequentz“ auf, was damals weder mehr die Doppelversikelprosa Notkers noch die franziskanischen Dreizeiler bezeichnen, sondern einfach „Loblied“ heißen wollte. Weiter ist es eine Stärke der Lutherschen Lyrik (und wenn man so sagen darf: seiner Liederpolitik), daß seine Gesänge großenteils über die ursprüngliche Verwendungsart hinausreichen — man denke nur an die Psalmlieder und die Katechismusgesänge. Dadurch, daß Luther aus den ehemals akzentisch abzusingenden Profastücken Strophengebilde geformt hat, sind sie zunächst aus den Stundengottesdiensten ins Bürgerhaus hinübergewandert, und umgekehrt: aus den schulisch gemeinten Vaterunser- und Zehngeboteliedern sind Kernpfeiler auch der deutschen Messe geworden. Trotzdem sollte man sich — gerade gegenüber der liturgischen und hymnologischen Gleichgültigkeit (um nicht zu sagen Verwilderung) seit dem Rationalismus immer erneut gegenwärtig halten, daß Gattungsstil und Verwendungszweck innerhalb des Gesangbuchs und ganz besonders des Luthercantionals vielfach in innerem Zusammenhang miteinander stehen und an den Benutzer nicht zu vernachlässigende Forderungen stellen.

Wir wollen dabei nicht von den altkirchlichen Verhältnissen, sondern von denen der lutherischen¹⁾ Kirche ausgehen; das trifft nicht nur die Psalm- und Katechismus- sowie Kinderlieder, sondern innerhalb der Gottesdienste vor allem die Predigtlieder, da ja die Predigt im evangelischen Hauptgottesdienst eine ganz anders organische Stellung bekommen hat als im katholischen, wo sie einen einigermaßen authentischen Platz doch wohl erst durch die Aufklärung erhalten hat, sonst aber zu Mette und vor allem Vesper gehört. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß heute die Frühgottesdienste weitgehend ihre Eigenprägung verloren haben, was nicht nur den Prosa-Psalmengesang, Antiphonen und Responsorien, das Magnificat und Tedeum betrifft. Es verdiente einmal geistesgeschichtlich ausgeschöpft zu werden, wie sehr Luthers (und noch mehr seiner Nachfolger) dichterisches Wirken eine Verschiebung von der gesungenen Prosa nach der Seite der Liedform hin

¹⁾ Wird man dabei einem Musiker eine sprachliche Bemerkung verstaten? Ich höre — wenigstens in Berlin — immer noch gespreizt lateinisch „luthêrisch“ betonen; wie man nicht mehr „hannoveranisch“ (oder sogar „hannoveranetisch“), sondern „hannöversch“ und statt „Bremenser“ „Bremer“ sagen sollte, so dürfte das (wohl in Süddeutschland seit je übliche) „Lütherisch“ oder „Luthrisch“, ja sogar „Luthersch“ allein richtig deutsch lauten.

bedeutet hat, und das wohl vor allem als eine pädagogische Erscheinung: noch am Ende seines Jahrhunderts wird bei den strophenförmigen Evangelien- und Epistelparaphrasen immer wieder betont, daß das Singbarmachen in Liedform ihre Beliebtheit und Behältlichkeit außerordentlich steigere. Erst die Aufklärung hat da den großen Rückmarsch in die — nun aber gesprochene oder bloß gelesene (!) — Prosa angetreten, unter dessen Nachwirkung wir vielfach heute noch stehen.

Ordnen wir nun die von Luther gedichteten Lieder, ohne das mehrfach erörterte Problem der musikalischen Verfasserschaften in den Vordergrund zu stellen, in der Reihenfolge vom privatesten, weltnahesten bis zum offiziellsten, kirchlichsten Verwendungszweck, so gelangen wir zu den Gattungen „geistliche Privatlyrik“, „religionsgeschichtliches“ oder besser vielleicht „kirchenpolitisches Zeitungslied“, „christliche Kinderlieder“, „Schullehr-Lieder“ (Katechismusgesänge). Mit den Kasualien Taufe und Begräbnis treten wir in den Umkreis des Kirchenamtes ein, gelangen über die Cantica in Liedgestalt, die Psalmlieder, Antiphonen und Hymnen, die ursprünglich überwiegend den Stundenämtern zugehörig gewesen sind, — Prozessionen fallen ja ohnehin weg — zu den Predigtliedern, schließlich zu den Ordinariusgesängen; wobei wieder zu beachten, daß zu den aus ursprünglichen Ordinariusmelodien oder -texten entwickelten Gesängen (wie dem Gloria „All ehr und lob“, dem Credo „Wir glauben all“, dem Sanctus „Jesaia dem Propheten“ (das „Kyrie Gott Vater“ geht ja nicht auf den Reformator selbst zurück) an Kyrie Statt Psalmlieder wie „Ach Gott vom Himmel“ und „Aus tiefer Not“ getreten sind. Eine Sonderstellung dürfen wir bei solcher Gattungschau (der übrigens die Abteilungen der frühesten Gesangbücher unseres Bekenntnisses den Weg gebahnt haben) wohl dem Liede „Ein feste Burg“ einräumen: ursprünglich gewiß ein „Privatlied“, nach neuester, freilich angefochtener Türkenausdeutung vielleicht zugleich unter den Zeitliedern zu verbuchen, hat es den Charakter der Psalm-Paraphrase wenigstens für das Bewußtsein der Lutherzeit stark behalten; dann aber ist es — nicht zuletzt auf dem Weg über die Choral-Motettenkunst der Musiker — in den Gottesdienst gelangt, u. zw. als Eingangs- oder als Predigtlied. Ich habe in meinem Büchlein „Die evangelische Kirchenmusik im vollstümlichen Überblick“ (Engelhorn) den betrüblichen Weg skizziert, wie das gewaltige Lied in den Zeiten nach Bach und vor der kirchenmusikalischen Restauration bzw. Lutherrenaissance der Romantik nur noch ein kümmerliches Schein-dasein als „Erinnerung“ an den Reformator am Sankt Martinsabend gespielt

hat. Heute ist es ja wohl als Haupt- und Festlied, auch als krönender Schlufsgesang „so ordinariabel wie möglich“ wiederhergestellt, wenn man auch um seine rhythmischen Fassungen streitet. Doch werden hier über seine Weise gerade unter dem Gesichtspunkt der Gattungs- und Verwendungsstile noch einiges anzumerken wissen, um an ihm sozusagen die Probe aufs Exempel zu machen; wie denn überhaupt versucht werden soll, die Behandlung nicht nur historisch, sondern auch nach der Seite der praktischen Auswertbarkeit hin zu gestalten.

Ausgesprochenste Privatlyrik, wenn auch bekanntermaßen mit biblischem Stoff (Apokalypse 12), ist das Lied von der Jungfrau auf dem Halbmond mit Kind und Drachen, wie es auch Dürer in Holz geschnitten hat: „Sie ist mir lieb“. Daß es fast gar nicht in den Gottesdienst eingegangen ist, liegt wohl weniger am Text als an der Melodie, die zwar herrlich, aber viel zu verwickelt für den Gemeindegesang gewesen ist und selbst als Kantorei-Cantus firmus bei weitem nicht so wie als solistisches Tenoreslied mit Instrumentalumrahmung seine wesensgemäße Verwendung gefunden hätte. Daher begegnet das Stück weder in den auf 1535 folgenden Ausgaben von Johs. Walters Wittenbergischem Chorgesangbuch noch in Ahaws Gesängen für die gemeinen Schulen von 1544, sondern nur zweistimmig in Erasmus Rotenbuchers Bergkreyen von 1551 und als Generalbassduett von Thomas Selle als Einzeldruck „Ein zeitlich Concertlein“ (Hamburg 1640), also beidemal als Hausmusik²⁾. Das Lied, dessen weltliche Melodiequellen W. A. 35, 526 nachgewiesen wurden, gehört eben zu jener Gattung, die ich als „geistliche Hofweisen“ in der J. Smendfestschrift geschildert habe — Luthers deutscher Lieblingskomponist Ludwig Senfl ist einer ihrer führenden Vertreter gewesen; bei Paul Hofhaimer, dem Organisten, wie bei Heinrich Isaac, dem Hauskomponisten Kaiser Maximilians, die beide auch bei Friedrich dem Weisen aus- und eingegangen sind, hat Luther die Hauptvorbilder dieser Kunst gefunden.

Ähnlich weitab vom Gemeindegebrauch steht Luthers Lied über die Brüsseler Märtyrer, das bekanntlich als sein frühstveröffentlichtes schon 1523 in der deutschen Welt gezündet hat. Längst nicht so künstlich mit Koloraturen und Taktwechsel verbrämt wie das zwölfzeilige vorige, sondern weit eher zur Holzschnittmanier damaliger Nachrichtenlieder vereinfacht, trägt es doch auch Züge des Privatlyrischen, Einzelsängerischen, der persönlichen Erlebnislyrik. Das läßt als

²⁾ Vgl. auch die Einrichtung mit Klavierbegleitung in meinen Sammlungen „Sieben Lutherlieder“ (Merseburger) und „Minnesang und Volkslied“ (Friedr. Hoffmeister).

ein Luthersches Sondergut (wenigstens in solcher Häufung) die Manier des „pathetischen Vorgriffs“, des synkopischen Zufrühausebrechen auf emphatisch betonten Hauptworten erkennen, so bei den „zween jungen A n a b e n“ und „seinen G a b e n“. Sie bildet eines der Hauptverbindungsglieder zur Weise von „Ein feste Burg“ hinüber, mit der das Lied auch die F-dur-Tonart, den hohen Einsatz usw. als Merkmale der Ichtümllichkeit teilt. Da für beide Lieder kein melodisches Vorbild aufgewiesen werden kann, kommen sie für die Bestimmung von Luthers musikalischem Personalstil ganz besonders in Betracht, und die Rubrizierung auch des Lieds über den 46. Ps. als Zeitkampferzeugnis läßt sich musikstilistisch durchaus stützen. Der schlichteren Singbarkeit entsprechend ist „Ein neues Lied wir heben an“ auch von der Figuralkunst stärker als das „Von der christlichen Kirchen“ berücksichtigt worden; zwar fehlt es bei Rhaw, doch Calvisius, Schein, M. Praetorius haben es mehrstimmig bearbeitet; dann verscholl es bis 1821, aber Walter hat es in allen Auflagen (mit Klavier bzw. Orgel auch in meinen Sammlungen).

Nun die Gruppe der Lutherschen Kinderlieder. Über ihr steht nicht die Kunstlyrik der Hofweisen (der wir noch merkwürdigerweise bei dem Canticum Simeonis wiederbegegnen werden), sondern das Volkslied. Selbstverständlich am meisten, wo Luther längst vorhandene weltliche Gesänge bloß parodiert, „christlich gebessert“ hat, wie bei dem „Winteraustreiben“ und dem „Kränzellied“. In ersterem Falle knüpft er bei uraltem Brauchtum an, um das „Todaustragen des Papstes“ in der Kinder Mund zu legen. Den lange verschollenen Einblattdruck von 1545 mit vierstimmigem Satz, den Matthesius und Schamelius kannten, hat Rich. Oehler (Zs. f. Bücherfr. 1930) wiedergefunden. Daß an der tänzerisch beschwingten Weise die ernste g-dorische Tonart mit den zwei äolischen Binenschlüssen keineswegs unkindgemäß gewesen ist, wirft ein Licht auf die heute ähnlich streng wirkende Melodie des anderen von Luther ursprünglich so gemeinten „Kinderliedes“, das dann freilich bald in den Gottesdienst gelangt ist, wofür es zum Predignachklang schon als älteste sichere Erwähnung die Schönburgische K. O. von 1542 ansetzt: „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort“. Balthasar Resinarius, der evangelische Superintendent von Böhmisches Leipa, hat die schlichte dorische Weise bei Rhaw 1544 zweimal gesetzt, bei Walter fehlt sie. Daß die Melodie sehr ähnlich derjenigen der „Antiphona pro Pace“ „Verleih uns Frieden gnädiglich“ ist, ja vielleicht sogar von ihr abstammt, hat

schon die Lutherzeit bemerkt, hat doch der älteste Magdeburger Druck das „Verleih“ dem andern einfach als letzte Strophe angehängt. Damit hätten wir hier musikalisch überhaupt kein Kinderlied, sondern eine Antiphonenweise vor uns, die aber der damaligen musikalischen Vorstellung der Kinder durchaus erreichbar war. Dazu stimmt die Feststellung Luckes (W.A. 55, 247), daß das Lied von Luther wesentlich nur deshalb als Kinderlied bezeichnet worden ist, weil er von dem Gebet der Kinder und der Haltung der Nachkommen sich alles wider Papst und Türken erhoffte.

Anders liegt der Fall bei den kindlichen Weihnachtsliedern. Hier sind die Kinder — oder wenigstens die Jugend allgemein — weit mehr die Geber gewesen. „Ich komm aus fremden Landen her“, die Weise „wie man umb krenz singt“, ist ja allgemeinsten Besitz des jungen Volkes gewesen, und Luther hat erst zu dem Vorhandenen seine Engelsrede in Strophen geformt „Vom Himmel hoch, da komm ich her“. Die anmutige und anstandsvolle Weise liegt auf der Durseite damaliger Volksmelodik. Sie ging anfänglich, d. h. seit Auftreten der zweiten, wohl von Luther selbst 1539 geschaffenen Weise, bis 1569 neben dieser her, wie auch Georg Forster, der musikalische Lutherfreund und Amberg-Nürnbergischer Arzt, das Kunststück vollbracht hat, beide in einem fünfstimmigen Satz (bei Rhaw 1544) als Doppel-Cantus firmus zu kombinieren; dann ging sie auf das kleinere Luthersche Weihnachtslied über „Vom Himmel kam der Engel Schar“. Die Weise von 1539 $f e d / e c d e / f$ kann als Muster Lutherschen „Kinderstils“ dienen: einfach, behältlich, dabei fließend und edel, mit den gewichtlos verkürzten Auftakten. Daß ihre Zeile $f f c / c a c b / a$ schon bei Spervogel begegnet, bestätigt ein Haupterfordernis wahrer Jugendgemäßheit: daß der Formenvorrat uralt eingewurzelt und vertraut sein muß. Da hat der Reformator, wohl ohne sich dessen bewußt zu sein, ganz tief in den Reichtum des Volksguts gegriffen — so, wie ihm das Brieffschreiben an seine Kleinen unvermerkt zum schönsten Märchen erzählen wurde.

Hier seien noch die eigentlichen Katechismus- (nämlich Kinderlehre-) Lieder angereiht, deren ursprüngliches Feld doch wohl die christliche Schule gewesen ist: das Vaterunser- und die beiden Zehngebotelieder. Das erstgenannte trägt — nach der von Luther selbst verworfenen Skizze — seine feine Mollweise (d-dorisch) mit dem Beginn $a a f / g a f e / d$ (in W.A. 55, 527 die erste und dritte Note verdruckt) seit Val. Schumanns Gesangbuch von 1539; daß noch fünf Jahre später

bei Rhaw die Meister Joh. Stabel, Benedikt Ducis und Sirt Dietrich mit eigenen Tenores eine Art Wettlaufen veranstaltet haben, nimmt angesichts der Vortrefflichkeit der Hauptweise wunder, die sich denn auch leicht durchgesetzt hat. Man darf sie nach schlichter Art und Wert der Wortnähe dicht zu derjenigen von „Erhalt uns Herr“ stellen; die sechs Zeilen schreiten so behutsam und zwingend von Kadenz zu Kadenz, daß sie für die damals noch mit den Kirchentönen auch im Volkslied vertrauten Heranwachsenden unschwer zu lernen waren. Solches mag uns Heutigen gegenüber dem Lied „Dies sind die heiligen zehn Gebot“ unwahrscheinlicher vorkommen, in dessen g-dorischem Rahmen uns die Wendungen nach Lydisch, Ionisch und Dorisch seltsam fremd anmuten; aber wenn man bedenkt, daß hier nur geringe rhythmische Stufungen und eine kleine Zusammenziehung an einem damals allbekannten geistlichen Volkslied, der uralten Kreuzfahrerweise „In Gotts Namen fahren wir“ vorgenommen worden sind, dann bekommt die Sache ein anderes Gesicht. Man darf im Gegenteil annehmen, daß Luther gerade durch die Benutzung der ehrwürdigen und weithin bekannten Weise den Kindern ein vertrautes Vademecum auf die Jakobspilgerschaft des Lebens hat mitgeben wollen. Und das kleinere Zehngebotelied „Mensch, wiltu leben seliglich“? Ich habe in „Welt des Gesangbuchs“ IV 67 gezeigt, wieviel davon melodisch zum Lutherischen Urbestand gehört; auch hier gilt: mag uns jetzt diese phrygische Linie ferner liegen, der Jugend von 1524 hat sie zweifellos keine Probleme gestellt, da sie dem ihr vertrauten Formenschatz angehörte — auch hier könnte man Schritt für Schritt vom Minnesang bis zum Volkslied Gemeingut des altdeutschen Weisenschatzes aufzeigen.

Wir sehen also: bei den Privat-, Zeitungs-, Kinder- und Schullehrliedern hat Luther allenthalben beim Vorhandenen aus Kunst- oder Volkslied (je nach dem Verwendungszweck) ange setzt; nach der Übergangstellung der Kasuallieder wird das Bild der eigentlichen Kirchengesänge ein wesentlich anderes sein.

(Sortsetzung folgt.)

Deutsches Land und deutsche Menschen in Luthers Erklärung des Hoheliedes

Von Theodor Kollle, Hamburg

Luther hat eine Vorlesung über das Hohelied Salomos gehalten, die in mehr als einer Beziehung denkwürdig ist.¹⁾ Sie erklärt zwar auch den Text allegorisch, aber in einem der mittelalterlichen Exegese völlig entgegengesetzten Sinne. Er lehnt die jüdische Deutung ab, daß in diesen Liedern das Verhältnis Gottes zur Synagoge dargestellt sei. Er lehnt die christlich-mystische Deutung ab, die nach dem Vorgang des Hieronymus ihre einflußreichste Darstellung in den Predigten Bernhards v. Clairvaux über das Hohelied gefunden hat: Die Brautmystik zwischen Christus und der menschlichen Seele werde hier beschrieben. Er lehnt aber auch die christlich-kirchliche Deutung ab, die im evangelischen Lager vertreten wurde: Es handele sich um das Verhältnis von Gott und Kirche. Diesen tropologischen Auslegungen gegenüber will der Reformator auf den geschichtlichen Gehalt des Buches zurückgehen. Zwar keinesfalls im Sinne des Erasmus, der darin ein Liebeslied Salomos an eine Pharaonenprinzessin sah. Wenn das sein Sinn wäre, hätte es keinen Platz in der Bibel. Er legt vielmehr so aus, daß die Bibel der Lehre, Mahnung und Tröstung dient. Aber um den Ansatz des „einfachsten und ursprünglichen“ Verständnisses des Textes zu gewinnen, besinnt er sich auf die Beobachtung, daß alle Cantica in der Bibel wie 2. Mose 15, Richter 5, 1. Sam. 2, auch die meisten Psalmen mit Ausnahme der prophetischen „auf die Geschichten ihrer Zeiten bezogen sind“. So bezieht Luther nun auch das Hohelied nicht auf individuelle Verhältnisse, sondern auf die geschichtliche Lage des salomonischen Staates²⁾. Dieser exegetische Ansatz, so verwunderlich er uns erscheint, ist höchst

¹⁾ 1530—31. W. A. XXXI³, 586—769. Im Auszuge ist sie 1839 von Veit Dietrich mit einer Vorrede Luthers herausgegeben: In cantica canticorum, brevis sed admodum lucida enarratio. Im folgenden ist die weit ausführlichere lateinisch-deutsche Nachschrift von Körer zugrunde gelegt.

²⁾ Luthers politische Auffassung wird von Herder in seinen „Liedern der Liebe“ auf Motive in den Begebenheiten des „hämischen“ Jahres 1538 zurückgeführt, irrtümlich, da die Vorlesung bereits 1530/31 gefallen ist. Seine politische Deutung hat Nachfolge gefunden bei Coccejus (cogit. de Cant. 1673), Hug 1813, Goltz 1850, Jaeger 1908, Noack, Watermann. Vgl. Curt Kuhl, Das Hohelied und seine Deutung. Theol. Rundschau 1937, 137 ff. K. sagt: „Wertvoll an L.'s Deutung ist, daß sie abweichend von der allegorischen Deutung eine historische Grundlage annimmt und damit die realistische Auffassung mit vorbereitet.“

charakteristisch für Luthers Denken. Er denkt nicht in der Kategorie des Individuellen, sondern in der der Geschichte. Gott führt die Geschichte seines Heils über und unter der Geschichte der Zeiten, Völker und Staaten. Heilsgeschichtlich gesehen handelt Gott im alten Testament an dem Volk, in dem weltliches und geistliches Regiment ineinanderlagen. So wird ihm das Hohelied zum Enkomium, einem Preislied Salomos. Er erhebt Gott mit Lobliedern, daß er sein Reich und Regiment göttlich gestiftet und bewahrt hat, er bittet ihn um deren Erhaltung und Ausbreitung und tröstet zugleich die Bürger dieses Reiches, daß sie in Anfechtung und Not guten Mutes blieben und Gott vertrauten, der die Seinen, so zu ihm rufen, stets zu schützen und zu erretten pflegt. Luther betont mit Recht, daß er damit einen ganz neuen Weg der Auslegung beschreite. Wir können ihn exegetisch nicht für richtig halten. Aber er bietet nun Luther Gelegenheit, über rechte Staatsführung, Krieg und Frieden, Wehrbereitschaft, Glaube und Politik eine Fülle von treffenden Wahrheiten aus biblischer Sicht zu begründen. Das alles geschieht zugleich in ständiger seelsorgerlicher Abzielung, die den Menschen seiner Zeit Mut zu Kampf und Hoffnung auch in schweren Tagen und widrigen Zeiten machen will. So entsteht die Paradoxie, daß aus dem Liebeslied und seinen Idyllen ein auf den Kampf des Lebens eingestelltes Buch der Erziehung zum rechten Verständnis des Staates geworden ist. Die Lyrik des Liebeslebens wandelt sich in die Dynamik staatlichen Kampfes. Es ist auffallend, daß diese Vorlesung für die Darstellung der Staatslehre Luthers noch nicht ausgeschöpft ist.

Der geschichtliche Charakter der Deutung hindert Luther nun aber nicht, die orientalischen Bilder des Hoheliedes seiner Gegenwart zu verdeutlichen, indem er sie auf deutschen Boden, für deutsche Menschen und in deutsches Empfinden überträgt. Ja, die Anempfindung an die dichterische Grundlage des Textes und seine bildhafte Prägung geht so weit, daß Luther sich selbst wie dichterisch affiziert zeigt und nun geradezu zwischendurch immer wieder das Lied von deutscher Schönheit singt.

Es klingt für Luther in den Frühlingstönen der Lieder auf. Das macht sich schon in seiner Übersetzung geltend. 2, 11 f. lautet in moderner Übertragung (von Stärk): „Vorbei ist die Winterszeit, vorüber, verstrichen der Regen. Der Blumen freut sich das Auge, die Zeit des Gesanges ist kommen. Es girret die Turtel; der Feigenbaum reißt seine Früchte, die Rebe strömt lieblichen Duft.“ Ein Dichter der Gegenwart, Will Vesper, singt die Stelle in einem Liebeslied nach:

Der harte Winter und der Regen,
 Der Nordwind wollen sich legen,
 Die Turteltaube habe ich gehört.
 Der Frühling über die Berge fährt.
 Die Blumen geben lichten Schein,
 Und die Trauben geben Wein.

Luthers Übersetzung wird weder von der modernen eregetischen noch von der modernen dichterischen Übertragung übertroffen: „Denn siehe / der Winter ist vergangen / der Regen ist weg und dahin / die Blumen sind herfurkommen im Lande. Der Lenz ist herbeikommen / und die Turteltaube läßt sich hören in unserm Lande. Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen / die Weinstöck haben Augen gewonnen / und geben ihren Ruch.“ Hier ist trotz der Feigenbäume Frühling in unserm Lande, Lenz im deutschen Lande. Luther führt ein Sprichwort an, dessen Reim alt ist: „Im Maien geht der Esel reihen (= tanzen).“ Die Maienlust ist so groß, daß selbst der tolpatschige Esel von ihr ergriffen ist. Zum Maientanz gehört das Lenzeslied: „Im Lenzen singts allmiteinander, die Vögel auf den Beeten und Gebüsch und die Menschen.“ Alle Lebewesen und Arten jauchzen. Man hört den Chor der deutschen Maienlieder klingen: „Der Maie, der Maie bringt uns der Blümlein viel“ (aus einem Spiel von Hans Sachs 1562). „Der Winter ist vergangen, ich seh des Maien Schein; ich seh die Blümlein prangen, des ist mein Herz erfreut. So fern in jenem Tale, da ist gar lustig sein, da singt die Nachtigalle und manch Waldvögelein“ (1537). Für Luther wird dieses Bild der Frühlingslust und des Frühlingsliedes zum Bild des Glaubensfrühlings. „Da lehret, studiert und lobet Gott, da gehts fein wieder an.“ Man wird an den Schluß von Luthers Vorrede auf alle guten Gesangbücher erinnert, in der Frau Musika spricht: „Die beste Zeit im Jahr ist mein ³⁾, da singen alle Vögelein. Himmel und Erden ist der voll, viel gut Gesang da lautet wohl. Voran die liebe Nachtigall macht alles fröhlich überall mit ihrem lieblichen Gesang, des muß sie haben immer Dank. Viel mehr der liebe Herre Gott, der sie also geschaffen hat, zu sein die rechte Sängerin, der Musika ein Meisterin; dem singt und springt sie Tag und Nacht, feins Lobes sie nichts müde macht; den ehrt und lobt auch mein Gesang und sagt

³⁾ Ich glaube mit Preuß (und der Weim.-Ausg.) gegen Günther, daß „mein“ Possessivpronomen ist und nicht = Maien. Vgl. Hans Preuß, Martin Luther der Künstler, 1951, S. 309 ff.

ihm einen ewigen Dank.“ Den Frühling der Kirche hat Luther nirgend tiefer besungen als in dem „hübsch Lied von den zweien Märterern Christi, zu Brüssel verbrennt“, aus dem Jahre 1525, dem neuen Liede, das den Reigen evangelischer Lieder Luthers eröffnete. Das Martyrium ist ihm Zeichen eines neuen Frühlings, den Gott seiner Kirche schenkt. Das Blut der Märtyrer ist der Same der Kirche. So singt er kein Klage lied über die beiden Blutzengen, sondern einen Dankpreis: „Wir sollen danken Gott darin, sein Wort ist wieder kommen. Der Sommer ist hart vor der Tür, der Winter ist vergangen, die zarten Blumen gehn herfür; der das hat angefangen, der wird es wohl vollenden.“ So sind ihm auch im Hohenliede die „Anoten“, die jungen Feigen, ehe sie reif sind, eine Verheißung: „Das Evangelium kommt zu Kräften und macht sein Leut, daß sie nutz werden dem Regiment und der Religion. . . . Daher steh auf, sei keck und fürchte dich nicht!“ — Die Frühlingsblume 2,2, die Luther nach dem hebräischen Stamm als Freudenblume erklärt, ist ihm „das freudenreichste Zeichen des Frühlings, die Blüt steht am besten im Jahr“. Auch 1, 16: „Unser Bett grünet“ wird in das Frühlingsleben einbezogen: „Vorher lag ich allein auf unserm Bette und weinte allein den ganzen Tag. Jetzt grünet unser Bette ganz, mit Maien ist es hübsch besteckt wie im Lenzen.“ Man könnte hier auch wohl an Walter von der Vogelweide denken: „Unter der Linden an der Heide, da unser zweier Bette was / da müget ihr finden schöne beide gebrochen Blumen unde Gras. Vor dem Walde in einem Tal, tandaradei, schöne sang die Nachtigall.“ Aber Luther denkt nicht an das Liebeslager in Wald oder Wiese. Er sieht das deutsche Brautbett im ehelichen Gemach, das nach der Volkssitte mit Maiengrün besteckt und mit Blumen geschmückt wurde. Dieses Bild vom Bestecken des Bettes verwendet dann Paul Gerhardt für die Krippe des Christkinds: „Ich will mir Blumen holen, daß meines Heilands Lager sei auf lieblichen Viole; mit Rosen, Nelken, Rosmarin aus schönen Gärten will ich ihn von oben her bestreuen. Zur Seite will ich hie und da viel weißer Lilien stecken, die sollen seiner Auglein Paar im Schlasfe sanft bedecken.“ Und in Brahms' Wiegenlied wird das Kinderbett auch „mit Nüglein (Nelken) besteckt“. — Wie hier das Maiengrün in die deutsche Kammer geholt wird, so im Herbst die Trauben in die deutsche Stube: „Wie man schmückt die Stuben mit Weinreben, da die Trauben hängen.“

Die Freude an der Natur wirkt sich für uns Deutsche in der Freude am Garten aus. „Der schönen Gärten Zier“ ist nicht erst im Dreißigjährigen Kriege entdeckt,

sondern schon von Luther.⁴⁾ Unsere Vorlesung ist voll von solcher Gartenfreude. Da sind vorab die Beete mit Blumen. Den Freund, der nach 6, 2 zu den Würzgärtlein gegangen ist, sieht er „die Beetlein zurichten, da die Würzblumen wachsen; Nägliche (= Nelken), Spiken (= Speiken, eine Bergpflanze? W. A. XXXI², 721 deutet Lavendel, aber die werden ja ausdrücklich daneben genannt!), Lavendel, Narden (eine Baldrianpflanze) und Rosen“. Statt Narden und Kampfer 4, 4, die wir nicht haben, mögen wir an unsere Kräuter denken. Wenn wir auch die Vokabeln nicht verstehen, so doch die Sache. Auch Salbei und Saffran sieht er auf den Gartenbeeten, die kleinsten Blumen im Garten. Die vielerlei aromatischen Blumen, von denen die Rede ist, erinnern ihn an die Apotheke seines Freundes Lucas Cranach und deren wohlriechende Kräuterbüchsen und Duftflaschen, von denen ihm Lavendelwasser offenbar am meisten „wohl rücht“. — Neben den Würzblumen sind es Obstbäume, auf die Luther im Garten sein Augenmerk richtet! Apfelbäume, Birnbäume, Kirschen. Sie bringen „allerlei köstlich Obst, delikate, liebliche Früchte“, auch die „Weinträublein“ vergiftet er nicht. Man sieht ordentlich die Äpfelernte im bunten Herbst vor sich. „Die Farbe leuchtet aus dem Apfel, wenn er aufgerissen oder aufgeschnitten ist. Wenn er reif ist, reißt er auf, wie wenn er lacht und ist innen voll Kerne; braunrot ist er.“ Freilich, solche Ernte fällt einem nicht in den Schoß. „Ein liebes Obstbäumchen, das fruchtbar ist, wartet man, man schabts (frei vom Moos), man betunkts (düngt es).“ Ein Garten verlangt Pflege, der Gärtner muß immer „krazen und scharren“, ihn ständig reinigen, soll er Frucht tragen. Auch für die rechte Bewässerung muß der Gärtner sorgen. „Ein Garten muß Wasser haben.“ Aber keinen Sumpf, darin Kröten und Eiden (= Eidechsen) hausen. Nein, ein frisch, fein Wasser tut not, in dem sich Fische tummeln. Solch fein Wasser muß man von den Bergen herleiten, damit es dann die Gärten bewässere. Das geschieht durch die Anlage von „Rohrbörnlein“. Man denkt unwillkürlich an die fünf Gärten, die Luthers Kaete im Laufe der Zeit anlegte und in denen sie auch Fische zog. Man sieht die Wasserleitungen vor sich, die das Wasser vom Fläming in die Stadt und ihre Gärten in Röhren leiten — und es bis auf den heutigen Tag tun. Die Gartenfreude, die Luther so schildert, ist nicht nur Freude am Nutzen des Gartens, dessen Erträge nisse in Apotheke, Küche und Keller wandern, sondern die Freude an der Be-

⁴⁾ Vgl. R. A. Schröders schöne Schilderung der Gartenfreude von Joh. Rist in „Dichtung und Dichter der Kirche“. Berlin 1956.

bauung des Gartens, ein Nachhall aus dem Paradiese, in das der Mensch gesetzt war, „den Garten zu bauen“. Nicht die ruhende Natur ist Luthers ästhetische Freude, sondern die Schöpfung, die dem Menschen Aufgaben stellt, gibt ihm ethische Freude. Damit ist nicht die Freude an der Schönheit ausgeschlossen, aber sie steht immer im Schauen auf das lebendige Werden der Schöpfung und unsere Einbeziehung in dieses. So kann Luther schön empfinden, wie der Süd durch den Garten weht, daß Zweige und Laub bewegt werden, der ganze Garten riecht und wir uns an dem Duft ergötzen. Aber diese Bewegung in der Natur sieht er nicht nur als ein schönes Spiel, sondern als eine bewegende Kraft: Das Wehen des Windes sei not für Bäume und Korn, weil sich die Zweige sonst nicht ausbreiteten. Ja, er kann anfügen, daß die Ärzte sagen, daß Bewegung für die Gesundheit notwendig sei. Dieser dynamische Zug der Garten- und Naturfreude ist für Luthers ganze Lebenshaltung charakteristisch. Ist er nicht auch ein Stück deutschen Naturempfindens, deutscher Beseelung der Schöpfung? Daß dabei ruhige Besinnlichkeit und feierndes Behagen nicht zu kurz kommt, zeigt die Deutung zu 2, 5: „Ich sitze gern unter solchem Apfelbaum und esse auch gern seine Frucht. Er hat einen hübschen, leichten Schatten, weil der Baum rund und von schöner Form unter den andern Bäumen ist. Da will ich bleiben und sitze da gern und esse gern. Ich sitze gern, auf deutsch: Es ist lustig und gut sitzen unter dem Baum; gut ist; wir tuns sehr gern und mit Lust... O ich esse die milden und süßen Früchte gern.“ Diese Gartenstimmung als Ruhe unter dem runden Blätterdach des Apfelbaums stellt Ludwig Richters Bilder und des Wandsbecker Boten Gedichte unmittelbar in die Nachfolge D. Martin Luthers. Seine Bibel-Übersetzung und Erklärung ist Übertragung in das Naturempfinden deutschen Landes.

Darüber hinaus setzt Luther auch das Schönheitsideal des orientalischen Menschen in die Anschauung des deutschen Menschen um. Die Beschreibung männlicher Schönheit findet sich nur 5, 10 ff. Daß es nur an dieser einen Stelle geschieht, entspricht dem Verhältnis von Mann und Frau. Die Frau ist zurückhaltender. Sie schildert den Geliebten nur, weil sie ihn verloren hat und die Freundinnen ihn nun nach ihrer Beschreibung mit suchen helfen sollen. „Ein schöner Mann, der ist weiß und rot, daß er siehet wie Milch und Blut“ in seinem Angesicht. Sein Haar ist fein dicht; er hat keinen dünnen, kahlen Kopf, sondern einen feinen krausen Kopf. Man sieht das volle, lange, gekräuselte Haupthaar der Selbstbildnisse Dürers vor sich. Und dieses volle Haupthaar ist lichtblond! „Er hat ein

Haupt eitel Gold!“ Die Augen haben eine fein schwarz Pupille und das Weiße im Auge hat die reine Farbe der Milch. Das schwarze Auge des Orientalen setzt Luther dann in die braune Farbe um, von denen das deutsche Volkslied auch immer wieder singt. „Braun Augen und fein weiß sind fein Augen.“ Und diese Augen sind leuchtend: „sie leuchten wie Wasser“, in dem sich die Gegenstände spiegeln. „Sie sehen fein fröhlich, nicht wie wenn einer sauer siehet.“ Sie triefen nicht und verschwimmen, sondern sie sind „fein ausgezogen“, klar und scharf also ist die Augenform gestaltet. Möglicherweise bedeutet „ausgezogen“ aber auch die längliche Augenform, wie wir sie besonders auf Cranachs Bildern finden als den damals als schön empfundenen Typ der Augenform. „Wie jungen, gesunden Menschen leuchten ihnen die Augen als ein'm Falken.“ Man wird unwillkürlich daran erinnert, wie die Zeitgenossen des Reformators seine Augen beschrieben haben. So sagt Erasmus Alber, der in Luthers Frühzeit in Wittenberg studierte: „Ein fein, klar, tapfer Gesicht mit Falkenaugen hatte er.“ Melanchthon nannte Luthers Augen „hell und freundlich blickend, wie es die Adler tun und die Genies“. Die Schweizer Studenten, die ihn, ohne ihn zu erkennen, im Schwarzen Bären zu Jena trafen, als er von der Wartburg nach Wittenberg ritt, erzählten, daß „die tiefen schwarzen Augen blinzeln und zwitzerln wie ein Stern, so daß sie nicht wohl angesehen werden können“. „Die Backen sind auch fein erhaben und völlig“, starke Backenknochen also, wie Luther sie selber hatte, und fleischige Wangen gehören ihm zum deutschen Mannesantlitz. Die Lippen liegen im Gesicht „wie zwei rote Borten“, eng geschlossen. Die Hände sind rund, wie ein gülden, rund Fingerlin (= Singerring), die Finger sind länglich, nicht schwammig, wie die Wülste stehen, sondern muskulös modelliert. So sieht nach Luther „ein fein herrlich Mann“ aus. Es ist die deutsche Vorstellung eines deutschen Mannes mit blondem Haar und braunen Augen, mit frischen, gesunden Farben durchbluteter Haut, mit Feuer und Kraft in Blick und Gesichtsbildung, mit runder Hand und gestreckten Fingern. Diese Schönheit ist ein Bild gesunder Kraft und echter Klarheit und als solche männlichem Heldentum verbunden. „Auserkoren unter vielen Tausenden“ (5, 10) bedeutet daher für Luther, daß solch ein herrlicher Mann unter Männern und Helden der beste ist.

Der Preis der Schönheit der Frau erklingt öfter im Hohenlied, darf doch der liebende Mann die Schönheit der Geliebten preisend singen. Luther beschreibt „die schöne Meze“ als eine adlige Erscheinung von aufrechter Statur. Sie ist er-

zogen, daß sie nicht wie eine Bäurin gekrümmt einhertritt. Sie kann sich wohl schicken zu adligem Gang. Gerade wie eine Palme, ein Kerzlein steht sie (7, 6). Sie hat breite Hüften, fein gerad und rund, die rechte Zier der Frauen, die Kinder gebären sollen (7, 1). Der vorgestreckte runde Leib (ein tiefes Nabelein und aufgelaufen Bauch), wie ihn die gleichzeitigen Maler den Frauengestalten gaben, gehört zum Schönheitsideal jener Tage (7, 2). Die knospenden Brüste sind fein jung und frisch (7, 4). Ein weißer Hals, lang und gerade, stehet einem Weibe wohl (7, 4). Auch die Geradheit der Nase wird bei der Frau gerühmt. Die Maler geben den Frauen auf den Bildern solch schmalen, graden Nasenrücken (7, 5). Die Wanglein stehen der Schönen wie ein Granatapfel, der Farbe hat wie Milch und Blut, weiße Haut und doch mit rot gemischt (6, 6). Die Lippen sind rot wie ein Bandel und Bort, zwei rote Borten. Aber der Purpurmund darf nicht allzu rot sein. Die Zähne sind schön weiß, in beiden Reihen ohne Lücken (4, 2). Den weißen Zähnen, dem roten Mund gesellen sich dunkle Augen und blondes Haar. „Dunkle, schwärzliche Augen und gel Haar macht eine schöne Frau.“ Die Augen sollen rein und klar sein wie Wasser, wie denn die Ärzte von Wasser-Augen reden. Wenn man einer Frau in die reinen Augen sieht, muß es sein, wie wenn man durch klares Wasser auf den Grund sieht. Aber sie sollen auch leuchten wie der Spiegel des Wassers (7, 4). Eine „kahl Metz“ ist häßlich. Kahlkopf ist Schande. Aber auch ein Mädchen, das ihr Haar vernachlässigt. Sie soll es fein ineinander halten. Wenn die Flocken (= Locken) in die Stirne fallen, ist's nicht fein. Sie soll ihr Haar nach der natürlichen Beschaffenheit tragen, daß die Locken länglich stehen und den Anblick fließenden Wassers wie Tränktrohre ergeben. Sie sollen wie Seide so weich und zart sein, fein weich anzugreifen (7, 5).

Auf die Schönheit des Verhältnisses einer rechten Haartracht zu den Augen und Wangen, die sie gleichsam umrahmt, ist Luther besonders bedacht. Die Augen stehen in den schönen Haaren und Töpfen. Sie leuchten heraus wie die Sterne am Himmel. Wenn einer von ferne so die Augen aus den Haaren herausleuchten sieht, erkennt er gleich „die schöne Metz“. In einer Glosse der deutschen Bibel hat Luther dieses Schönheitsideal aufgenommen. Die Stelle 4, 1 „Schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen zwischen deinen Töpfen“ erklärt er: „Er meint die Haarlocken, welche nach natürlicher alter Weise ungesflochten den Weibsbildern sehr wohl stehen, wenn sie mit völligem (= vollrundem) Angesicht und rötlichen Backen heraussehen, und die Haare zu beiden Seiten herabhängen über die Ohren

und Achseln.“ Dürers Bilder der Maria und Eva, insbesondere aber zwei Bilder von 1497: Betendes Mädchen (Augsburg) und Bildnis eines jungen Mädchens veranschaulichen genau das Schönheitsbild der deutschen Frau, das Luther in den Erklärungen zum Hohenlied vorschwebt und das er nun dem biblischen Text unterlegt.

Kein Dichter kann deutsches Land und deutsche Menschen schöner besingen, als es Luther hier in seiner Vorlesung getan hat. Er hat die Poesie der Bibel aus fremdem Land in deutschen Boden eingepflanzt.

D. Martin Luther über den Artikel im Deutschen ¹⁾

Auch ein Beitrag zur Bibelübersetzung

Die andere Tugend, die mir Zwingli auflegt, ist daß ich soll den Text nicht recht verdeutscht haben „Fleisch ist kein nütze“ ²⁾ [Joh. 6, 63], weil im Griechischen stehe: „Das Fleisch ist kein nütz“ und ich das Wörtlein „das“ ausgelassen habe. Warum der Geist [Zwingli] wegen seines geistlichen Verständnisses der Gegenwart solch Alfanzen ³⁾ treibt, kann ich nicht wissen, ohn daß mich dünkt, er wolle sich auf dem [Dorf-]Platz verdrehen ⁴⁾ und die Leute bezaubern, daß sie [der] größer[en] Kunst der griechischen Sprache in seinem Kopf sich verwundern sollen, so er doch derselbigen nicht sonderlich viel vergessen hat. Weiß ers, daß solch Geschwätz so gar nichts zur Sachen tut, so ists ein Bubenstück. Weiß ers nicht, so ists ein Anzeichen, daß er noch wohl eine Weil eines Schulmeisters bedarf, denn das müssen wir beide [des] Lateinischen, Deutschen und Griechischen Verständigen bekennen, daß dieser Text „*Si sarr uk opheli uden*“ ⁵⁾ im Lateinischen verdolmetscht werden muß also: „*Caro non prodest quicquam*“, das ist: „Fleisch ist kein nütz“, und kann

1) Aus: Vom Abendmahl Christi. Bekenntnis. 1528. W. A. XXVI, 356 ff.

2) So zitiert Luther durchgehends in seiner Schrift Daß diese Worte Christi „Das ist mein Leib“ noch feststehen. 1527. W. A. XXIII, 64 ff. Auffallend war das freilich, weil Luther in der Bibel — und zwar von 1522—1546 übersetzt: Das Fleisch ist kein nütze. Auffallend ist auch, daß Luther sich nicht mit Berufung auf seine Bibelübersetzung verteidigt.

3) = kindisch handeln (von à l'enfance).

4) verwandeln.

5) Luther sprach *η* und *ei* wie *i* aus, sog. Itazismus.

nicht „das“ dabei im Lateinischen stehen, wie es denn Erasmus und allesamt verdolmetschen.

Weiter müssen mir die Deutschen bezeugen, daß nach unserer Sprache sehr gemeinem Brauch und Art gleich viel ist, man setze „das“ oder „ein“ dazu und lasse es anstehen, als wenn wir sagen: „Mann und Weib ist ein Leib“ gilt eben so viel als „ein Mann und ein Weib ist ein Leib“. Ja, es ist feiner geredt „Mann und Weib ist ein Leib“ denn „Ein Mann und ein Weib ist ein Leib“. Item: „Petrus hat Haus und Hof, Weib und Kind zu Bethsaida“ gilt gleich so viel als „Petrus hat ein Haus und einen Hof, ein Weib und ein Kind in Bethsaida“. ^{5a)} Item: „Herr und Knecht ist ein Kuchen“. ⁶⁾ Item: „Er gab mir Hund um Hund, Gaul um Gorre ⁷⁾“ gilt gleich so viel als „Er gab mir einen Hund um einen Hund, einen Gaul um eine Gorre“. Item: „Frau soll nicht Herr sein im Hause“ gilt gleich so viel als „Eine Frau“ oder „Die Frau soll nicht der Herr oder ein Herr sein im Hause“.

So fort an wird man des Redens viel finden in deutschen Zungen. Und solche Wörtlein, die man also mag auslassen oder hinzusetzen, heißen die Gelehrten Artikel — in der lateinischen Sprache hat man keine —, und kann niemand gewisses Maß noch Regel stellen, wann sie auszulassen oder dabeizusetzen sind, sondern man muß auf den gemeinen Brauch der Sprachen solchs stellen und lassen. Denn es begibt sich zuweilen, daß [es] feiner laut't, wenn sie außen gelassen werden, als wenn ich spreche von zween gleichen: „Es ist Mann gegen Mann“, das laut't feiner, denn so ich sage: „Es ist ein Mann gegen ein'n Mann“. Item: So spricht man: „Stück um Stück, Auge um Auge, Saust um Saust, Geld um Geld, Leib um Leib“, in welchen die Artikel besser außen bleiben, denn daß sie dabei stünden. Wiederum stehen sie zuweilen viel feiner dabei, denn daß sie außen blieben, als wenn ich spreche: „Ein Mann ist stärker denn ein Weib“ oder „der Mann ist stärker denn das Weib“, wie wohls nu gleich so viel wäre, wenn ich spreche: „Mann ist stärker denn Weib“, so lautets doch nicht so wohl. „Der

^{5a)} Vgl. Althaus-Knolle, „Luther und das Probetestament“ 1940, S. 229 ff. zur Weglassung des Artikels bei Doppelbegriffen im 2. Glied. Unser Abschnitt bietet dafür viele Beispiele.

⁶⁾ Diese Sprichwörter gehören zu den Redensarten, die das Volk in endloser Reihe gebildet hat, um zu sagen: Der Mensch taugt ebensoviel wie seine Gesellschaft, seine Sachen, seine Taten. Vgl. E. Thiele, Luthers Sprichwörterammlung, Weimar 1900, Nr. 76.

⁷⁾ = alte Stute, mundartlich noch im Wittenbergischen. Vgl. „Gurr wie Gaul“, Thiele a. a. O.

Zwingel ist ärger denn der Ocolampad“ lautet besser denn also: „Zwingel ist ärger denn Ocolampad“. „Ein Apostel ist höher denn ein Prophet“ laut't besser denn „Apostel ist höher denn Prophet“.

Ja, es [er]gibt sich, daß wir Deutschen oft müssen solche Artikel setzen, da sie doch im Griechischen nicht stehen, als Matth. 1, 1 stehet: „Biblos geneleos“ etc., das ist „Buch Geburt Jesu Christi“. Das laut't ja nichts, drum muß ichs also verdeutschten: „Das Buch der Geburt“ oder noch besser also „Dies ist das Buch von der Geburt Christi“. ⁸⁾ Item: „Joseph tat, wie ihm der Engel des Herrn befohl“ [Matth. 1, 24]. ⁹⁾ Da steht im Griechischen kein Artikel „des“, sondern schlechts [= einfach] „der Engel Herrrens“ und muß doch im Deutschen stehen. Item Matth. 3, 3 und Mark 1, 3 und Luk. 3, 4 müssen wir sagen: „Eine Stimme“ oder „die Stimme des Rufenden in der Wüste“ ¹⁰⁾, so doch im Griechischen schlecht stehet „Phone boontos“ etc., das ist „Stimme Rufendes“. Wiederum [be:]dürfen wir keinen Artikel [zu]setzen, da er doch sein muß im Griechischen als Matth. 1, 2 „Abraham zeugete Isaaq“ ¹¹⁾, da stehet im Griechischen „Abraham zeugete den Isaaq“. Item: „Emanuel, das ist verdolmetscht: Gott mit uns“ [Matth. 1, 23], hie stehet im Griechischen „Der Gott mit uns“. Nimm für dich das griechische Testament und halts gegen deutsche Sprache, so wirst du finden, wie ich sage, daß dort oft Artikel stehen, da sie im Gegendeutschen ¹²⁾ nicht stehen müssen und wiederum im Griechischen nicht stehen, da sie im Gegendeutschen stehen müssen.

Das sage ich darum, daß man greife, wie der Zwingel mit Gaukelei umgethet und solch lose Geschwätz[e] ¹³⁾ seinem Irrtum zu Grunde legt. Denn wo der Artikel so nötig sollt sein und geben, daß etwas Besonders oder anhängig des Vorderen ¹⁴⁾ geredt wurde, wie er geifert, so sollte er billig auch Mark. 1, 3 stehen,

⁸⁾ so in der Bibelübersetzung!

⁹⁾ Bibel: tät er, wie ihm des Herrn Engel befohlen hatte.

¹⁰⁾ N. T. bzw. Bibel 1522—1540²⁾: „Es ist ein rufende Stimme in der Wüsten (Luk. eine rufende Stimme)“, 1541—1546: „Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüsten“.

¹¹⁾ September- und Dezember-Testament: „Abraham hat geborn den Isaaq“, später: „Abr. zeugete Isaaq“. Gegen deutsches, von Luther angewandtes Sprachempfinden verstößt es, wenn das Probetestament 1938, Hebr. 6, 3, den Dativ Abraham durch den Artikel „dem“ ergänzt.

¹²⁾ Luther braucht den Plural auch 1. Kor. 15, 33 u. 1. Tim. 6, 20 (im Probetestament beibehalten!).

¹³⁾ im entsprechenden Deutschen.

¹⁴⁾ aus dem Vorhergehenden folgend.

da Markus sagt: „Stimme Rufendes“, sintemal es wohl so ein[e] sonderliche Stimme und Rufer ist, als nie auf Erden kommen ist. Item sollt auch billig Joh. 1, 6 stehen, da er schreibt: „Es war ein Mensch gesandt von Gott“. ¹⁵⁾ Nu stehet im Griechischen nicht „Es war ein Mensch gesandt“, sondern „Es war Mensch gesandt“. Und so fort an wird der Zwingel noch wohl fünf Jahre studieren müssen im Griechischen, ehe er seinen Traum von den Artikeln beweise oder ehe er anzeigen wird, wo und wann sie abzutun oder zuzutun sind. Ich weiß kein[e] ander[e] Beweisung, denn daß wohl einerlei mag gered't werden (wie gesagt ist) ohn Artikel und mit Artikel, gibt auch einerlei Sinn. Aber eins ist völliger und feiner gered't denn das ander[e], welchs man muß aus der Gewohnheit und Brauch der Sprachen erkennen.

Also hie auch: „Fleisch ist kein nütze“ stehet wohl im Griechischen „Das Fleisch ist kein nütze“. Aber weil eins so viel gilt als das ander[e], wie ich droben mit Exempeln beweiset habe und ein jeglicher selbst desgleichen im Griechischen reichlich finden mag, hab ichs auch beides gebraucht, wills auch hinfort beides brauchen, weil es beides recht ist, und sollt dem Geist der Bauch bersten, wiewohl es im Deutschen feiner laut't „Fleisch ist kein nütze“ denn „Das Fleisch ist kein nütze“. Es ist ja die Meinung Christi so viel, als wenn ich spreche: Es ist doch Fleisch nichts nütze, oder: Es ist ein unnütze[s] Ding um das Fleisch. Solche Meinung magst du nu reden also: Fleisch ist kein nütze oder also: Das Fleisch ist kein nütze, gilt eins wie das andere gleich viel. Sonst müßten und könnten die Lateinischen diesen Text nimmermehr haben noch kriegen, weil sie ohn alle Artikel sagen müssen: „Fleisch ist kein nütze“ und doch gleichwohl rechte Dolmetschung haben. Daß aber der Zwingel sich auf etliche Lehrer beruft ¹⁶⁾, die solchs von den Artikeln lehren, hilft ihm nichts, denn sie lehren nicht wie Zwingel in dem Stück; so streitet auch ihr Beweisen nichts; dazu ist's auch sein Ernst nicht, denn er hält sie nicht so gelehret, daß sie sollten ihm raten oder helfen in dieser Sachen.

Nu läßt er ihm nicht gnügen an solchem Gaukelwerk von den Artikeln, sondern fährt fort und deutet den Artikel „das“ an diesem Ort „Das Fleisch ist kein nütze“ also: Eben das Fleisch ist kein nütze, und soll „das“ und „eben das“ gleich gelten, will die Meinung Christi also meistern: Eben das Fleisch (vernimm, davon ich droben sagt[e] „Mein Fleisch ist die rechte Speise“). Nu weiß alle Welt, daß

¹⁵⁾ Bibel: „Es ward ein Mensch gesandt“.

¹⁶⁾ Vgl. Anm. 20.

im Deutschen „eben das“ nicht ein Artikel, sondern ein gut stark Pronomen ist, das relativum und demonstrativum zugleich ist als das idem. Sie verstehen die Gelehrten wohl, welch ein grob Eselsstücke das ist, ex articulo pronomen demonstrativum et relativum facere¹⁷⁾. Also soll man den Luther lehren, den Text dolmetschen. Was soll man doch mit solchen freveln Geistern beginnen, die quod pro qualiter, articulum pro pronomine, carnem pro divinitate¹⁸⁾ nehmen und alles, was sie nur [zu] denken sich erlühnen¹⁹⁾, in der Schrift machen? Hat er solches aus Cyrillo, Chrysostomo und Erasmo²⁰⁾ von den Artikeln gelernet, so hat er sie wahrlich im Traum oder Rauchloch²¹⁾ gelesen. Denn so lehret ihr[er] keiner, er lüget sie fälschlich an.

O Lieber, es ist ein großer Unterschied zwischen dem „das Fleisch ist kein nütze“ und dem „dieses Fleisch ist kein nütze“ oder „eben das Fleisch“ oder „dasselbige Fleisch“ etc. Denn „eben das“ oder „dieses“ oder „dasselbige“ mögen nicht ausgelassen werden wie die Artikel ohn Veränderung des Verstandes. Wenn ich sage „Der Mann soll Herr im Hause sein und nicht die Frau“, — hie zeigt mirs keinen gewissen gegenwärtigen Mann oder Frau, sondern redet frei insgemein hin von allen Frauen und Männern. Aber wenn ich sage: Dieser oder eben der Mann soll Herr sein und nicht diese oder eben die Frau, da zeigt mirs an einen sonderlichen Mann und Weib, von allen ausgeschlossen, als gegenwärtig. Denn das heißt ein Pronomen, wenn es auf ein Sonderlichs zeigt, gleich als Gegenwärtigs, und dasselbige von allen andern scheidet. Aber Artikel zeigt nichts Sonderlichs oder Gegenwärtiges, von andern ausgeschieden, sondern redet frei dahin ohn Zeigen oder Deuten, als wenn man sagt: dieser Mann ist fromm, diese Frau ist züchtig, dies Brot ist schön. Hie zeigt die Rede auf sonderliche Personen als gegenwärtige. Und wo man hie solche Pronomina oder Wörtlein abtät und spräche: Mann ist fromm, Frau ist züchtig, wäre ganz kein Sinn noch Verstand mehr da von dem Vorigen. Aber wenn ich sage: Der Mann soll ein Mann sein, die Frau

¹⁷⁾ aus dem Artikel ein Demonstrativ- und Relativ-Pronomen zu machen.

¹⁸⁾ was für wie, Artikel für Pronomen, Fleisch für Göttlichkeit.

¹⁹⁾ Luther: thüren.

²⁰⁾ den von Zwingli als Zeugen zitierten Lehrern.

²¹⁾ = Schlot; so in „Wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe“, 1522 W. A. X², 157: „Wo ist das geschrieben? Zu Rom im Rauchloch!“ Andere Stellen a. a. O. S. 511. U. Götz, Frühneuhochdeutsches Glossar² 1920 gibt „After“ als Bedeutung an, die hier aber nicht in Frage kommt.

soll ein[s] Frau sein, kann ich wohl die Artikel ab tun und dennoch den Sinn haben als: Mann soll Mann sein, Frau soll Frau sein, denn der Artikel zeigt nichts Gegenwärtiges oder als Gegenwärtiges, wie das Pronomen tut.

Weil nu dieser Geist bekennen muß, daß hie kein Pronomen, sondern ein Artikel stehet „Das Fleisch ist kein nütze“, und er doch ein Pronomen draus macht nicht allein mit dem Dolmetschen, da er spricht „das“ vermöge²²⁾ so viel als „eben das“, sondern auch mit der Auslegung, da er sagt, daß an dem Ort „dasselbige Fleisch“ solle heißen, davon Christus droben gered't hat „Mein Fleisch ist die rechte Speise“, so bezeuget er hiemit selbst, daß er Gotts Wort verfälscht und bübisch mit den Einfältigen umgeheth. Denn ein Artikel nimmermehr von vorigem oder sonderlichem Dinge redet wie ein Pronomen, sondern frei dahin insgemein davon redet, daß mans gleich so wohl verstehen kann, wo man ohn Artikel davon redet, obs gleich nicht so wohl und fein lautet. Darum ist unmöglich nach der Grammatike, daß hie Fleisch möge Christus' Fleisch in Sonderheit heißen, davon er droben zuvor redet, sondern muß insgemein hin Fleisch heißen, also daß man davon auch wohl ohn Artikel könnte reden, nämlich also „Fleisch ist kein nütze“.

Solchen Unterschied der Pronomen und Artikel haben wir Deutschen auch an dem Klang oder Ton, welches die Lateinischen Akzent nennen. Denn es stehet gar viel ein ander „das“, da Christus spricht: „Das ist mein Leib“ und viel ein anders, da er spricht „Das Fleisch ist kein nütze“. Das erste „das“ ist ein Pronomen und lautet der Buchstabe A drinnen stark und lang, als wäre es geschrieben „Dahas“, wie ein schwäbisch oder allgäuisch „Daas“ lautet. Und wer es höret, dem ist, als stehe ein Finger dabei, der drauf zeige. Aber das ander „Das“ lautet kurz verhauen²³⁾, daß man den Buchstaben A kaum höret oder nicht weiß, obs A, E oder I laute, und stehet kein Finger dabei, der da zeige, daß es lautet, gleichwie die Böhmen ihre Buchstaben kurz verhauen und sagen „Przikasani“.²⁴⁾ Da kannst du nicht merken, ob er sage „parzikasani“ oder „perzikasani“ oder „pirzikasani“, so behend laut'ts. Also wenn ein Deutscher recht redet: „Wie ist das Korn so teur“ so kannst du nicht wohl merken, ob er sage „das“, „des“ oder „dies“ Korn, denn es lautet, als stünden die Worte ohne Mittelbuchstaben also: „Wie ist ds Korn so teur“ oder also: wie istds Korn so teur“, so kurz und behende lautets. Wie ich

²²⁾ = bedeute.

²³⁾ = abgehact; sprichwörtlich vgl. Thiele a. a. O. Nr. 376.

²⁴⁾ altböhmisch: Gebot.

nun von dem „Das“ sage, so soll man auch halten von den anderen Artikeln als Dies, Die, Das, Den, Dem: Wenn sie den Mittelbuchstaben lang dehnen, als wäre er zwiefältig drinnen, so sind es Pronomina. Wo sie behend lauten, als verschwinde der Mittelbuchstabe, so sind es Artikel, als sprächst du: „Draue, drHerr, dsKind, dsHaus aufs Kürzest verhauen, da finds Artikel und zeigen nicht mit Fingern auf etwas ²⁵⁾).

Aus diesem kann nu ein jeglicher Deutscher diese zänkische ²⁶⁾ Sache verstehen und merken die Büberei und Schalkheit dieses Geists. Denn Joh. 6: „Das ist mein Fleisch“ — da macht er ein lang schwäbisch „Dahas“ oder ein Pronomen, so es doch ein Artikel und kurz verhauen „Das“ ist und auf behend eigentlich Deutsch lautet „DsFleisch ist kein nütz“ oder also: „SFleisch ist kein nütz“, als stünde nur der einzelne Buchstabe „s“ davor. Da hast du doch ja eigentlich und klärlich den Text Joh. 6 und was die Artikel sind oder vermögen. Tu sei Richter, wer deutsch kann, zwischen mir und dem Zwingel. Zwingel spricht, daß der Text solle so viel gelten „Eben das Fleisch ist kein nütze“ oder „Daselbige Fleisch ist kein nütze“. Wer verfälschet hie den Text? Wer ist so grob, der nicht großen Unterschied fühle, wenn man sagt „SFleisch ist kein nütze“ und „Daselbige Fleisch ist kein nütze“? Verstehest du schier, womit der bübische Geist umgehet? Weiter: Wenn ich nu an ein'm Ort sage: „Fleisch ist kein nütze“ und am andern: „Ds Fleisch“ oder „SFleisch ist kein nütze“, Lieber, was ist für ein Unterschied darunter? Eins ist anders gered't denn das andere. Aber der Sinn ist ja gleich. Es ist, wie ich sage, der Geist muß unnützes Geschwätzes viel anrichten, auf daß er den Leuten das Maul schmiere, als wolle er antworten, damit man derweil sein Springen und Flattern nicht merke.

²⁵⁾ Das Probetestament hat Luthers deiktisches „das“ Matth. 14, 2 und Luk. 22, 20 durch „dieser“ ersetzt. Vgl. dazu Althaus-Knolle, „Luther und das Probetestament“ 1940 S. 145 ff.

²⁶⁾ = strittige.

Der Anfang des lutherischen Lärmens

„Von ungefähr bin ich in dies Lärmen¹⁾ geraten, nicht mit Willen oder aus Lust. Des sei Gott selbst mein Zeuge!“ Dies feierliche Selbstzeugnis über den Anfang des Ablaßhandels, das der alte Luther 1545 in der Vorrede zum 1. Bande seiner lateinischen Schriften ablegte (W. A. LIV, 180), wird bestätigt durch seine Darstellung in der Schrift „Wider Hans Worst 1541“ (W. A. LI, 558—641):

Tetzel tritt auf

Es geschah im Jahr, da man 17 schrieb, daß ein Predigermönch mit Namen Johannes Tetzel, ein großer Clamant²⁾, welchen zuvor Herzog Friedrich hatte zu Innsbruck vom Sacke erlöset, — denn Maximilian hatte ihn zu ersäufen geurteilt in der Inn (kannst wohl denken: um seiner großen Tugend willen!), und Herzog Friedrich lies ihn des erinnern, da er uns Wittenberger also anfang zu lästern; er bekannte es auch frei —, derselbige Tetzel führet nu den Ablaß umher und verkauft Gnade ums Geld, so teuer oder so wohlfeil er [es] aus allen Kräften vermocht. Zu der Zeit war ich Prediger allhie im [Augustiner]-Kloster [zu Wittenberg] und ein junger Doktor, neulich aus der Esse kommen³⁾, hitzig und lustig⁴⁾ in der heiligen Schrift.

Luther predigt vorsichtig über den Ablaß, läßt aber sonst alles gehen

Als nu viel Volks von Wittenberg lief dem Ablaß nach gen Jüterbogk und Zerbst etc., und ich (so wahr mich mein HERR Christus erlöset hat) nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch nicht wußte, fing ich säuberlich⁵⁾ an zu predigen, man könnte wohl bessers tun, das gewisser wäre, als Ablaß lösen.⁶⁾ Solche Predigt hatte ich auch zuvor getan hie aufm Schlosse, wider den

1) Diesen Ausdruck (= Aufruhr, Unruhe, lat. turbae) hatte Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel in seiner „Duplik wider des Kurfürsten von Sachsen andern Abdruck“ auf den Thesenstreit angewendet.

2) = Marktschreier. Der Dominikaner Tetzel hatte seit 1504 für den deutschen Orden in vielen deutschen Gauen den Ablaß verkündet. Luther hörte schon von ihm, als jener noch als Subkommissar des päpstlichen Hauptkommissars Kreimboldt im Meißener Gebiet tätig war.

3) = nagelneu. 4) = begeistert für.

5) vorsichtig.

6) Gemeint ist hier wohl die Predigt am 24. Februar 1517 in der Wittenberger Stadt- und Pfarrkirche (W. A. I 198 ff.). Dort hatte Luther bereits am 27. Juli 1516 über den Ablaß gepredigt (W. A. I 65 ff. und W. A. IX 764).

Ablaß⁷⁾, und bei Herzog Friederich damit schlechte Gnade verdienet. Denn er sein Stift auch sehr lieb hatte. Nu — daß ich zur rechten Ursachen des lutherischen Lärmens komme — ließ ich alles also gehen, wie es ging.

Luther hört von Tetzels schrecklichen Behauptungen

Indes kommt vor mich, wie der Tetzel hätte gepredigt gräulich schreckliche Artikel, der[en] ich diesmal etliche will nennen; nämlich:

Er hätte solche Gnade und Gewalt vom Papst, wenn einer gleich die heilige Jungfrau Maria, Gottes Mutter, hätte geschwächt oder geschwängert, so könnte ers vergeben, wo derselb in den Kasten legte, was sich gebührt.

Item: das rote Ablaßkreuz mit des Papsts Wappen, in den Kirchen aufgericht[et], wäre ebenso kräftig als das Kreuz Christi.

Item: Wenn S.[ankt] Peter igt hie wäre, hätte er nicht größer Gnade noch Gewalt, als er hätte.

Item: Er wollte im Himmel mit S. Peter nicht beuten⁸⁾, denn er hätte mit Ablaß mehr Seelen erlöset, als S. Peter mit seinem Predigen.

Item: Wenn einer Geld in den Kasten legte für eine Seele im Fegfeuer, sobald der Pfennig auf den Boden fiel und klänge, so führe die Seele heraus gen Himmel.

Item: Die Ablaßgnade wäre eben die Gnade, dadurch der Mensch mit Gott versühnet wird.

Item: Es wäre nicht not, Reu noch Leid oder Buße für die Sünde zu haben, wenn einer den Ablaß oder die Ablaß-Briefe kaufete (ich sollt sagen lösete), und [er] verkaufte auch künftige Sünde. Und des Dings treibt er greulich viel, und war alles ums Geld zu tun.

Der Ablaß ein Geschäft

Ich wußte aber zu der Zeit nicht, wem solch Geld [gehören] sollte. Da ging ein Büchlein⁹⁾ aus, gar herrlich unter des Bischofs zu Magdeburg¹⁰⁾ Wappen, darin

⁷⁾ Am 31. Oktober 1516 in der Stifts- und Schlosskirche Allerheiligen. Es war am Tage vor Allerheiligen, an dem der Kurfürst Friedrich der Weise die großen Reliquienschatze in der Kirche ausstellte (W. A. I 138 ff.).

⁸⁾ = tauschen.

⁹⁾ Haupt-Instruktion für Unterkommissare, Prediger und Beichtväter.

¹⁰⁾ Albrecht, ein brandenburgischer Prinz, war 1513 Erzbischof von Magdeburg, seit 1514

solcher Artikel etliche den Quästoren¹¹⁾ geboten wurden zu predigen. Da kams herfür, daß Bischof Albrecht diesen Tetzal gedinget hatte¹²⁾, weil er ein großer Alamant war. Denn er war zu Mainz [zum] Bischof erwählet mit solchem Pakt, daß er zu Rom das Pallium¹³⁾ selbst sollt kaufen (lösen! sage ich). Denn es waren zu Mainz neulich drei Bischöfe, Berthold [Graf von Henneberg 1484—1504], Jakobus [von Liebenstein 1504—1508] und Uriel [von Gemmingen 1508 bis 1514] kurz nacheinander gestorben, daß [es] dem Bistum vielleicht schwer war, so oft und kurz aufeinander das Pallium zu kaufen, welches gestehet, wie man sagt, 26 000, etliche sagen 30 000 Gulden. Denn so teuer kann der Allerheiligste Vater zu Rom Schlachsfäden¹⁴⁾ (der sonst kaum sechs Pfennig wert ist) verkaufen.

Da erfand nu der Bischof dies Sündlein und gedacht, das Pallium den Suggern [zu Augsburg] zu bezahlen (denn die hatten das Geld fürgestreckt) mit des gemeinen Manns Beutel. Und schickt diesen großen Beuteldrescher in die Länder. Der drosch auch weidlich drauf, daß es mit Haufen begann in die Kasten zu fallen, zu springen, zu klingen. Er vergaß aber sein selbst daneben nicht. Es hatte dazu der Papst¹⁵⁾ dennoch die Hand mit im Sode behalten¹⁶⁾, daß die Hälfte sollt gefallen¹⁷⁾ zu dem Gebäu [der] S. Peters Kirchen zu Rom¹⁸⁾. Also gingen die Gesellen hinan mit Freuden und großer Hoffnung, unter die Beutel zu schlagen und zu dreschen. Solch's, sage ich, wußte ich dazumal nicht.

Luther mahnt die Bischöfe vergeblich, einzugreifen

Da schrieb ich einen Brief¹⁹⁾ mit den Propositionibus²⁰⁾ an den Bischof zu Erzbischof und Kurfürst zu Mainz. 1515 war er auf acht Jahre in den Kirchenprovinzen Mainz und Magdeburg, dem Bistum Halberstadt und den Gebieten Brandenburg zum Oberkommissar des Ablasses ernannt.

¹¹⁾ Titel der Ablasshändler.

¹²⁾ Erzbischof Albrecht hatte Tetzal als Generalsubkommissar für das Ablassgeschäft gewonnen.

¹³⁾ ein schmalere, weißer, mit Kreuzen besetzter Schultertrager, vom Papst in Rom geweiht.

¹⁴⁾ Es bestand aus Lammwolle.

¹⁵⁾ Leo X., 1513—1521.

¹⁶⁾ Sod = Brühe, hier sich seinen Anteil sichern.

¹⁷⁾ zufallen, einkommen.

¹⁸⁾ für den Neubau der von Papst Julius II. begonnenen Peterskirche.

¹⁹⁾ Vom 31. Oktober 1517 (W. A. Br. I 110 ff.).

²⁰⁾ den 95 Thesen, die er zur Disputation mit Gelehrten über den Ablass, am 31. Oktober 1517, am Tage vor Allerheiligen, an die Stifts- und Schlosskirche angeschlagen hatte.

Magdeburg, vermahnet[e] und bat, Er wollte dem Tezel Einhalt tun und solch ungeschickt Ding zu predigen wehren. Es möchte ein Unlust draus entstehen. Solch's gebührte ihm als einem Erzbischofe. Denselben Brief kann ich noch auflegen. Aber mir ward kein Antwort. Desgleichen schrieb ich auch dem Bischof zu Brandenburg²¹⁾, als [dem] Ordinario²²⁾, an dem ich sehr einen gnädigen Bischof hatte. Darauf er mir antwortet[e]: Ich griffe der Kirchen Gewalt an und würde mir selbst Mühe machen. Er riete mir, ich liesse davon. Ich kann wohl denken, daß sie alle beide gedacht haben, der Papst würde mir, solchem elenden Bettler, viel zu mächtig sein.

Luthers Thesen wider den Ablass zünden

Also gingen meine Propositiones aus wider Tezels Artikel²³⁾, wie man im Gedruckten wohl sehen mag. Dieselbigen liefen schier in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland. Denn alle Welt klagt[e] über den Ablass, sonderlich über Tezels Artikel. Und weil alle Bischöfe und Doktores still schwiegen und niemand der Katzen die Schellen anbinden wollte (denn die Ketzermeister Predigerordens hatten alle Welt mit dem Feuer in die Furcht gejagt, und Tezel selbst auch etliche Priester, so wider seine freche Predigt gemuckt hatten, eingetrieben)²⁴⁾, da ward der Luther ein Doktor gerühmet, daß doch einmal einer kommen wäre, der drein griffe. Der Ruhm war mir nicht lieb, denn (wie gesagt) ich wußte selbst nicht, was der Ablass wäre, und das Lied wollte meiner Stimme zu hoch werden.

Dies ist der erste, rechte, gründliche Anfang des Lutherischen Lärmens.

Luther und die Kriegsforge

Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, unter den deutschen Fürsten einer der wütendsten Feinde Luthers und der evangelischen Lehre, lag seit 1538 mit Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen im Streit. Zunächst gingen öffentliche Schmähschriften hin und her. Das Auftreten zahlreicher Brände im kursächsischen Lande im Jahre 1540 wurde auf das Anstiften des Herzogs zurückgeführt. Die evangelischen Stände ver-

²¹⁾ Hieronymus Scultetus. Der Brief ist nicht mehr vorhanden.

²²⁾ der unmittelbare Vorgesetzte.

²³⁾ Erst als die berufenen Oberen nicht eingriffen, hat Luther die bis dahin zurückgehaltenen Thesendrucke dem Buchhandel zur Veröffentlichung übergeben.

²⁴⁾ in die Enge treiben, einschüchtern.

klagten ihn deswegen beim Kaiser auf dem Regensburger Reichstag. Luther war von seiner Schuld überzeugt, er nennt ihn „den Nordbrenner“. Er ließ gegen ihn zu Neujahr 1541 die Schrift „Wider Hans Worst“ ausgehen. Herzog Heinrich hatte es besonders auf die evangelischen Städte Braunschweig und Goslar abgesehen. Er erreichte die Achterklärung gegen Goslar in Regensburg. Da dort aber die evangelischen Stände nicht vertreten waren, suspendierte der Kaiser die Acht. Der Herzog kehrte sich nicht dran und wollte trotz der Warnung König Ferdinands die Acht vollstrecken. Da kamen Kursachsen und Hessen der bedrohten Stadt mit Waffengewalt zu Hilfe. Die evangelischen Fürsten siegten, nahmen Heinrichs Land ein und ließen die Kirchen durch Bugenhagen visitieren und reformieren.¹⁾

Luthers alter Freund Bartholomeus Bernhardi, Probst zu Kemberg, erzählt, wie Luther die Sorgen mancher Freunde über den Ausgang des Krieges niedergeschlagen hat:²⁾

Als mich Herr D. M. Lutherus im Braunschweigischen Kriege tröstete, darinnen Heinrich mit seinem Sohn gefangen worden, sagte er unter andern dieses: Wir haben eine gute Sache, GOTT hat nicht vergebens ein solch Licht lassen aufgehen, ob ja Undank und Schwachheit bei uns ist, so wird er uns solche dem Vater Unser nach gnädiglich vergeben. Sie aber, unsre Feinde, haben eine böse Sache, so sind unter uns viel, die da seufzen und schreien und beten, so schreiet auch das Blut der unsern, das sie unschuldiglich und sehr viel vergossen haben und noch kein Aufhören ist. Solch Schreien ist nicht möglich, daß es nicht sollt erhöret werden von Gott: Darum sorget nicht, schlaft. Ich habe noch nie destoweniger des Krieges halben geschlafen. Wir wollen des unsern warten, was von Gott uns befohlen. Lehret ihr euer Völklein, vermahnet sie zur Buße, zum Gebete und betet auch. Laßt unsern Herrn Gott sorgen, der wirs wohl machen. Unser Sorgen ist nichts nütze, richtet nichts aus. Darum seid nur guter Ding, schlaft, Gott wirs wohl machen. Meint ihr, daß er solches Licht vergebens habe lassen aufgehen?

¹⁾ Vgl. J. Köstlin, Martin Luther, Sein Leben und seine Schriften. 5. A. 1903, 2. Bd. S. 558 ff.

²⁾ W. A. XLVIII S. 238 f.

Bücherschau

Drei Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Verlag M. Heinsius Nachfolger, Leipzig. 1. Cellarius, Helmut: Die Reichsstadt Frankfurt und die Gravamina der deutschen Nation. 1938. 103 S. RM. 3.—

In die inneren und äußeren Kämpfe des Jahrhunderts vor der Reformation führt uns die Schrift von Helmut Cellarius ein. Sie zeigt uns an einem kleinen, aber wichtigen Ausschnitt die Verwirrungen der öffentlich-staatlichen und der geistlichen Verhältnisse, die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts „in fast ununterbrochener Kette“ die „Gravamina“, Beschwerdeschriften der Reichsstände, hervorriefen bis hin zu jener Zusammenstellung der 100 Gravamina auf dem Wormser Reichstage von 1521, einer großen Anklage der Laien gegen den Klerus. In sie fallen aber alles übertönend die Hammerschläge der Reformation.

Erst mit Luthers Auftreten gewinnen die „Gravamina“ jenen Inhalt, und ihr Inhalt jene Wucht, die stark genug war, um das träge System altgewohnter Einrichtungen zu brechen und fortzuschwemmen. Ein wertvoller Spezialbeitrag zur allgemeinen Geschichte der Reformation nach ihrer politischen, sozialen und geistlichen Seite hin. —

2. Kedlich, Otto K.: Staat und Kirche am Niederrhein zur Reformationszeit. 1938. 127 Seiten. Kart. RM. 3.50.

So spezielle Arbeiten, wie die von Otto K. Kedlich, sind dazu da, gewisse Lücken auszufüllen. Sie vermittelt nicht geschichtliche Visionen, sie führt uns nicht in die innersten weisenden Motive großer geschichtlicher Entscheidungen. Für uns sind die geistigen Verhältnisse der Reformationszeit ins Riesenhafte gezeichnet. Wir müssen von diesem riesenhaften Geiste bereits angefaßt sein, um ihn bei der Betrachtung der verwickelten Verhältnisse einzelner Kleinstaaten während dieser Zeit nicht zu verlieren. Wichtig genug zwar ist die Frage nach dem Scheitern der Reformation in den rheinischen Gebieten. Wir erfahren, wie nahe sogar Kurköln vor der Reformation gestanden hat. Ihr Erzbischof, Hermann von Wied, suchte sie einzuführen. Politische Kabalen und allerdings auch der Widerstand der Kölner Geistlichkeit brachten seinen Versuch zum Scheitern.

Auf der anderen Seite schwelte im nahen Münster, wie in den übrigen niederrheinischen Gebieten das unreine Feuer der Wiedertäufer und fügte der reformatorischen Sache unermesslichen Schaden zu. Wir erfahren etwas von dem Hin- und Herwogen des Für und Wider der Reformation, das diese Gebiete erfahren haben. —

Die dritte Schrift in dieser Reihe stammt aus der Feder von Friedrich Stählin: Humanismus und Reformation im bürgerlichen Raum. Eine Untersuchung der biographischen Schriften des Joachim Camerarius. 1936. 115 Seiten. Kart. RM. 3.80.

Diese Schrift wäre fast eine literargeschichtliche Arbeit, wenn das literargeschichtliche Interesse nicht einem anderen zur Folie diene, dem Interesse, eine Persönlichkeit des Humanismus der Reformationszeit zu schildern, und damit ein Stück humanistischen Geistes anzutreffen, darüber hinaus aber zu einer religiösen Kritik dieses Humanismus, an der reformatorischen Haltung gemessen, zu gelangen. Beides scheint trefflich gelungen. Camerar gehört zu jenen Humanisten, die in dem allgemeinen Geisteskampf der Zeit eine Zwischenstellung einnehmen, deren geistiges Schwergewicht weniger auf dem religiösen Gebiete liegt — obgleich die religiöse Frage bei ihnen eine wichtige Stellung einnimmt —, sondern auf dem Gebiete des allgemeinen Bildungswesens, für dessen Förderung sie vielleicht mehr getan haben, als uns heute noch bewußt ist. Wo bei Luther der machtvolle religiöse Wille steht, der alles andere Interesse aufhebt, da stehen bei Camerar die drei humanistischen Tugenden: Pietas, doctrina, virtus. „Pietas“ bedeutet soviel wie allgemeine christliche Frömmigkeit, und „virtus“ rückt etwas zu nahe an den Begriff bürgerlicher Ehrbarkeit. Darum tritt auch hier das Problem der Bürgerlichkeit auf, welche späterhin soviel von ursprünglich religiöser Kraft reformatorischen Christentums in seiner „gefährlichen“ Entscheidungstiefe verschlingen sollte. So ist gerade in unserer Zeit des Ringens um Entbürgerlichung, eine solche Schrift aktuell genug, während sie Angelegenheiten des 16. Jahrhunderts schildert.

X. W. Reméshamburg.

Ahnlund, Nils: Gustav Adolf. Aus dem Schwedischen übertragen. Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1938. VIII und 420 Seiten. RM. 8.50.

Das Bild großer geschichtlicher Persönlichkeiten ist stets der Gefahr ausgesetzt, von den nachfolgenden geistesgeschichtlichen Perioden so umgestaltet zu werden, daß sie als Vorläufer, ja sogar als Vorkämpfer derselben erscheinen. Die persönliche Größe, die Fülle der Gedanken, die Mannigfaltigkeit des Handelns, die Wandlung von Anschauungen im Verlaufe des Lebens leisten einer derartigen Betrachtungsweise durchaus Vorschub. Für den Historiker ist es auch keineswegs leicht, eine solche zu vermeiden, da es so überaus schwer ist, die Gleichzeitigkeit herzustellen zwischen sich und der zu betrachtenden Gestalt.

Wir verdanken dem neuen Gustav Adolf-Buch, das im Erinnerungsjahr 1932 erschien und nun auch dem deutschen Leser zugänglich gemacht worden ist, einen befreienden Bildersturm gegen verschiedene Verzeichnungen des Schwedenkönigs, wobei der Verf. es vermieden hat, die Zahl derselben um eine weitere zu vermehren. Vielmehr ist es gelungen, die Gestalt Gustav Adolfs erstehen zu lassen vor dem Hintergrund seines Jahrhunderts, seines Vaterlandes, seiner Vorfahren und seiner Zeitgenossen, und auch seiner eigenen persönlichen Unzulänglichkeiten. Es ist gelungen, Geschichte für die Gegenwart transparent zu machen, ohne die erstere in das Prokrustesbett der letzteren zu zwängen. So erscheint der Löwe aus Mitternacht nicht als ein Herrscher, der nur vom Willen zur Macht befeelt war, und der die „evangelische Sache“ nur deshalb vertrat, um diesen zu verdecken. Das Buch führt demgegenüber den überzeugenden Nachweis, wie eng „Christ und Held“ miteinander verbunden waren. Wenn das liberalistische Zeitalter kein anderes Thema für die Politik kennt als die Durchsetzung des Willens zur Macht, so darf es nicht von seiner kümmerlichkeit auf andere Zeiten schließen. Man ist überrascht, wie sehr bei Gustav Adolf

Denken und Handeln zusammenzielen, beide bestimmt durch die Glaubenswahrheiten luth. Reformation. Eine ungemein große Vielseitigkeit besaß der König: als Herrscher, als Diplomat, als Feldherr, als Sprachgenie, als Dichter und nicht zuletzt als Theologe. — Die Ausführungen über den Dreißigjährigen Krieg, außerdem die Betrachtungen über die Gestaltung der Dinge im Ostseeraum sind, zumal heute, mehr als nur historisch interessant.

Wer sich das Bild eines Herrschers vor Augen stellen will, der Politik aus Glauben führt, aus dem Glauben der luth. Kirche, der greife zu diesem Buch. O. Haubold-Hamburg.

Vind, Johannes: Arzt und Reformator Joachim Vadian. St. Gallen 1936.

Diese klar und reizvoll geschriebene Biographie des Schweizer Humanisten und Reformators ist geeignet, uns in die mannigfaltigen, spannungsvollen und lebendigen Verhältnisse der Reformationszeit einzuführen. Sie vermag das Zeitbild, das sich für uns Deutsche so stark um Luthers überragende Größe gruppiert, auf das wertvollste von anderer Seite zu ergänzen. Der Kreis der Wiener Humanisten, als deren Haupt Vadian nach Conrad Celtes Tod gelten kann, wird uns lebendig. Wir erleben mit, wie sehr auch das reformatorische Wirken mit der neuen Wissenschaftsströmung des Humanismus verbunden war und auf ihm aufbaute. Wir lernen aber außerdem Leben und Schicksal eines bedeutenden Menschen kennen, der in den geistigen Kämpfen und Wirren seiner Zeit wie ein Felsen steht und unerschütterlich seinen Weg geht. Vadian ist einer der Humanisten, die zur Reformation standen, weil er fühlte, daß die Menschen nicht nur eine neue Wissenschaft, sondern einen neuen Glauben brauchten. Ganz nebenbei ist das Buch eine höchstpersönliche und lebendige schweizerische Reformationsgeschichte.

R. W. Kemé-Hamburg.

Luther-Jahrbuch 1939. Jahrbuch der Luther-Gesellschaft, Jahrgang XXI. Herausgegeben von D. Theodor Knolle. VIII + 154 Seiten. Verlag Hermann Böhlau Nachf., Weimar. RM. 7.50.

Zeiten, in denen unser Volk in seiner Geschichte „große Dinge“ erfährt und die Völkerwelt von unheimlichen Gewalten erschüttert wird, werden für Luthers Auslegung des Magnifikat als Deutung der Offenbarung über Gott und Geschichte eine neue Empfänglichkeit schaffen. Der letzte Aufsatz dieses Jahrbuches von Hermann Wolfgang Beyer will dem dienen. Wenn nach ihm das Kreuz das Sinnzeichen für das Walten Gottes in der Weltgeschichte ist, ergibt sich auch und gerade aus dieser Zeit heraus die Frage nach der Person und dem Wirken Christi. Die verschiedene Deutung, die sie in der Gegenwart erfährt, spiegelt sich auch in der Darstellung von „Luthers Christusbild“ ab. Johannes von Walter, der inzwischen bereits heimgerufene Rostocker Kirchenhistoriker, reinigt im ersten Aufsatz die Gedankenwelt Luthers auf diesem Gebiete der Forschung von der ihr zuteil gewordenen Überkrustung mit fremdartigen Elementen. Er hilft uns damit zugleich der Anfechtung der Zeit vom Kreuze Christi her ihren echten Sinn und Segen zu geben. Dieser Vortrag ist ein tiefes Vermächtnis an Wissenschaft und Kirche. — Daß Christus, der gekreuzigte, auferstandene und wiederkommende, die

gesamte Schau der Geschichte beherrscht und als solcher der Inhalt der christlichen Predigt ist, zeigt Robert Frick's Darstellung „Luther als Prediger“. In der Beschränkung auf die Predigten über 1. Kor. 15 verfährt sie methodisch in gleicher Weise wie H. W. Beyers Arbeit über das Magnifikat und Martin Doernes Untersuchung über „De servo arbitrio“ im vorigen Jahrbuch und steht in der Abwehr der Umdeutung Luthers auf dem Wege thematischer Querschnitte mit der Zielsetzung des ersten Aufsatzes in gleicher Front. Einen Beitrag zur Kenntnis und zum Verständnis des Reformators in der deutschen Geistes- und Kirchengeschichte bieten die Untersuchungen über „August Vilmars Lutherverständnis“ von Friedrich Wilhelm Hopf, die ihren Abschluß im nächsten Jahrbuch finden sollen.

Die Luther-Bibliographie, eine wesentliche Hilfe für das Lutherstudium, wie eine Besprechung sagt, danken wir wieder Heinrich Seesemann; die Register hat diesmal, da unser ständiger Bearbeiter zur Zeit verhindert war, der Herausgeber fertiggestellt. Knolle.

1939 K 2180

Luther

Mitteilungen der
Luthergesellschaft



**HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR**

HEFT 1

21. JAHRGANG

1939

11. 11. 1939

20. SEP. 1939

1. 1. 1940

Inhalt des I. Heftes

| | Seite |
|---|-------|
| Wohl allen, die auf ihn trauen. Von D. Martin Luther | I |
| Als die Sterbenden und siehe wir leben. Ein Jahrgang Freundesbriefe Luthers. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg. | 2 |
| Kennt Luther einen „deutschen Glauben“? Von Kirchenrat D. Hermann Stein- lein, Ansbach | 17 |
| Eine erneuerte Lutherstätte. Von Pfarrer Theodor Mundle, Erfurt | 24 |
| Bücherschau | 30 |
| Voranzeige der 17. Jahrestagung | 42 |
| 2 Abbildungen der erneuerten Augustinerkirche zu Erfurt. | |

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Zeitschrift „Luther“, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Breslau 16, Beethovenstr. 11. Zahlung für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postsparkamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschl. eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

DIE WEIMÄRER LUTHERAUSGÄBE

ca. 100 Bände in vier Abteilungen

- I. Werke. 69 Bde. 66 Bde. liegen vor, 2 Bde. im Druck, 1 Bd. in Vorb.
 - II. Tischreden. 6 Bände liegen vor.
 - III. Die deutsche Bibel. 13 Bände. 8 Bände liegen vor, Band 8 und 9, 2 sind im Druck, 10, 11 und 12 in Vorbereitung.
 - IV. Briefe. 10 Bände. 8 Bände liegen vor, Bd. 9 im Druck, 10 in Vorb.
- Sonderprospekt über Preise und Inhalt der einzelnen Bände kostenlos.

VERLAG HERMANN BÖHLAUS NACHF. / WEIMAR

Luther

Mitteilungen der

K

Luthergesellschaft



**HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR**

HEFT 2 U.S.TÜB.

21. JAHRGANG

1939

Z. 400 4048

Inhalt des 2. Heftes

| | Seite |
|---|-------|
| Vor zwanzig Jahren. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg | 43 |
| Eine Weihnachtsweise jubiliert. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg | 45 |
| Zwei neue Lutherworte zur Musik. Von Prof. D. Dr. Hans Joachim Moser, Potsdam | 49 |
| Zwei neuentdeckte Fragmente von Luther. Von Oberstudiendirektor a. D. Dr. Paul Ganzer, Schweidnitz | 55 |
| Tod und Auferstehung in Luthers Predigt. Von Kirchenrat lic. Fritz Doffe, Wolfenbüttel | 60 |
| Luthers Deutung des Alten Testaments aus seiner Sicht der Geschichte. Von Dozent Dr. Arnold Schleiff, Königsberg (Pr.) | 75 |
| Bücherschau | 82 |

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg I, Kreuzlerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Zeitschrift „Luther“, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Breslau 16, Beethovenstr. 11. Zahlung für Luthergesellschaft L. V., Berlin-Lichterfelde, Postcheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschl. eines Ortsgruppenschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

DIE WEIMÄRER LUTHERAUSGÄBE

ca. 100 Bände in vier Abteilungen

- I. Werke. 69 Bde. 66 Bde. liegen vor, 2 Bde. im Druck, 1 Bd. in Vorb.
- II. Tischreden. 6 Bände liegen vor.
- III. Die deutsche Bibel. 13 Bände. 8 Bände liegen vor, Band 8 und 9, 2 sind im Druck, 10, 11 und 12 in Vorbereitung.
- IV. Briefe. 10 Bände. 8 Bände liegen vor, Bd. 9 im Druck, 10 in Vorb.

Sonderprospekt über Preise und Inhalt der einzelnen Bände kostenlos.

VERLAG HERMANN BOHLAUS NACHF. / WEIMAR

Luther

Mitteilungen der

K

Luthergesellschaft



**HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR**

HEFT 3

21. JAHRGANG

1939

118 TUB.

Inhalt des 3. Heftes

| | Seite |
|--|-------|
| Luther und England 1540. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg | 91 |
| D. Martin Luther: Trostpsalmen. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg | 95 |
| Luthers Lieder nach Verwendungsstilen. I. Von Professor D. Dr. Hans Joachim Moser, Potsdam | 99 |
| Deutsches Land und deutsche Menschen in Luthers Erklärung des Hohenzliedes. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg | 106 |
| D. Martin Luther über den Artikel im Deutschen | 114 |
| D. Martin Luther / Der Anfang des lutherischen Lärmens | 121 |
| Luther und die Kriegsfürge | 124 |
| Bücherschau | 126 |

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Zeitschrift „Luther“, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Breslau 16, Beethovenstr. 11. Zahlung für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postcheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschl. eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

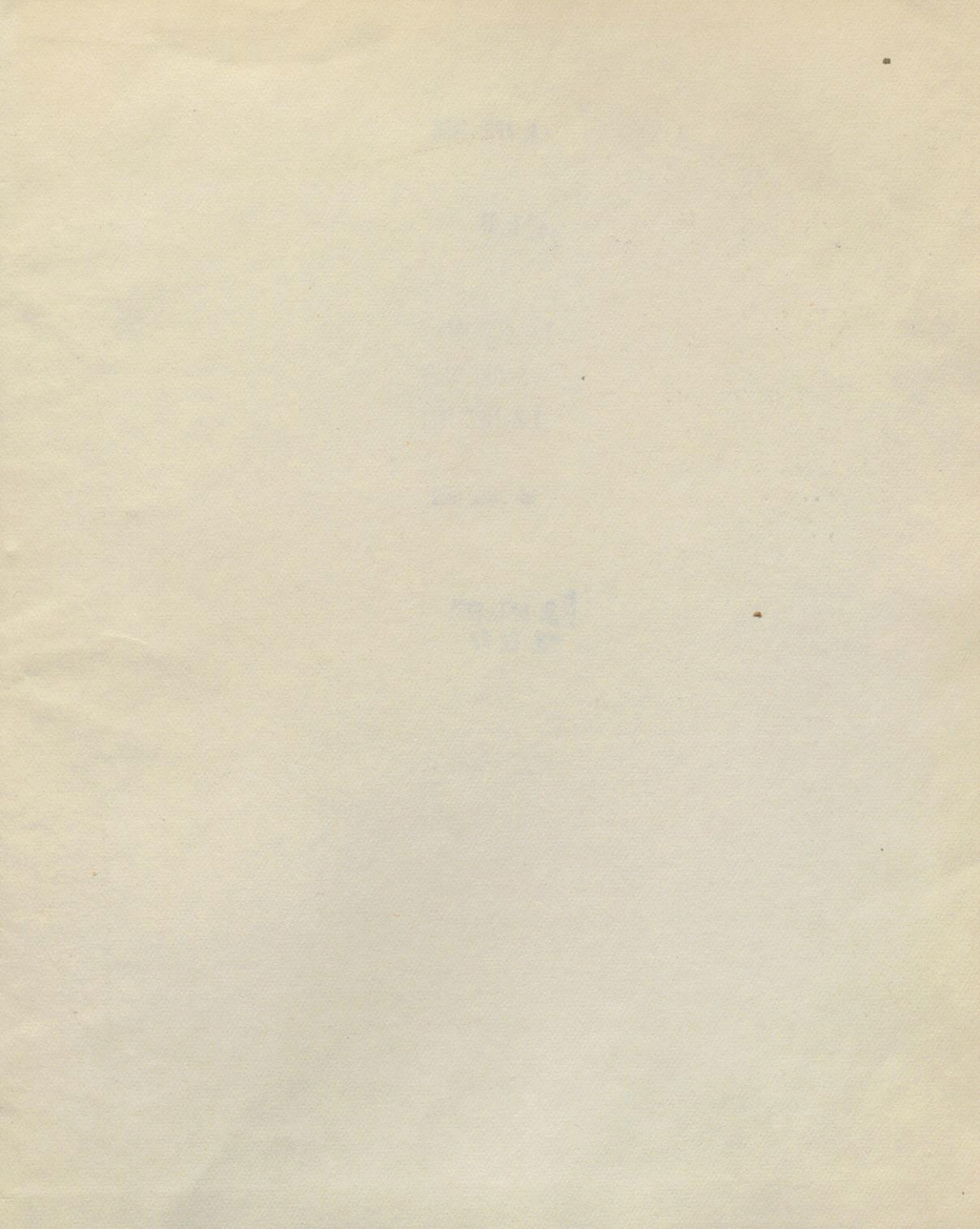
DIE WEIMÄRER LUTHERAUSGÄBE

ca. 100 Bände in vier Abteilungen

- I. Werke. 69 Bde. 66 Bde. liegen vor, 2 Bde. im Druck, 1 Bd. in Vorb.
- II. Tischreden. 6 Bände liegen vor.
- III. Die deutsche Bibel. 13 Bände. 8 Bände liegen vor, Band 8 und 9, 2 sind im Druck, 10, 11 und 12 in Vorbereitung.
- IV. Briefe. 10 Bände. 8 Bände liegen vor, Bd. 9 im Druck, 10 in Vorb.

Sonderprospekt über Preise und Inhalt der einzelnen Bände kostenlos.

VERLAG HERMANN BOHLAUS NACHF. / WEIMAR



15. 5. 65

-4. APR. 1966

28. 7. 71

12. DEZ. 1974

5. OKT. 1976

17. MRZ. 1981

22. JULI 1981

9. OKT. 1981

-3. 03. 83

2.50